

Kapuziner

Jahresschrift 2016-2017



Berichte · Ereignisse · Fakten

Liebe Leserinnen, liebe Leser!



Br. Marinus
Parzinger,
Provinzialminister

FOTOS: KIÊN HOÀNG LÊ

Mit den Entscheidungen, die auf dem Provinzkapitel im Juni 2016 getroffen wurden, haben wir uns auf einen Weg begeben, der uns in den nächsten Jahren zu weiteren Anpassungen auffordert. In der Sprache der Bibel können wir sagen: Kehrt um und glaubt an das Evangelium. Damit sind wir nie fertig.

Gerade in einer Zeit rascher Veränderung sind wir gefordert, uns zu korrigieren, damit wir unserer Berufung und unseren Zielen gerecht werden. Dabei ist uns bewusst, dass wir nicht alles selber machen können. Wir werden in unterschiedlicher Weise von Akteuren in Kirche und Gesellschaft beeinflusst. Anders gesagt: wir sitzen im gleichen Boot. Ob unser Weg gelingt, hängt nicht nur an uns. Wir vertrauen uns und unseren Weg dem Gott des Lebens an. Wir betrachten die Wirklichkeit durch die Brille der Frohen Botschaft.

Was sich in der Provinz der Kapuziner und im Orden weltweit ereignet, an welchen Projekten wir arbeiten und mit welchen Herausforderungen wir umgehen, das finden Sie in dieser Jahresschrift.

Wir wollen Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser, Einblick in unser Leben geben, sie neugierig machen und den Kontakt vertiefen. Ich wünsche ihnen Freude beim Blättern und Lesen.

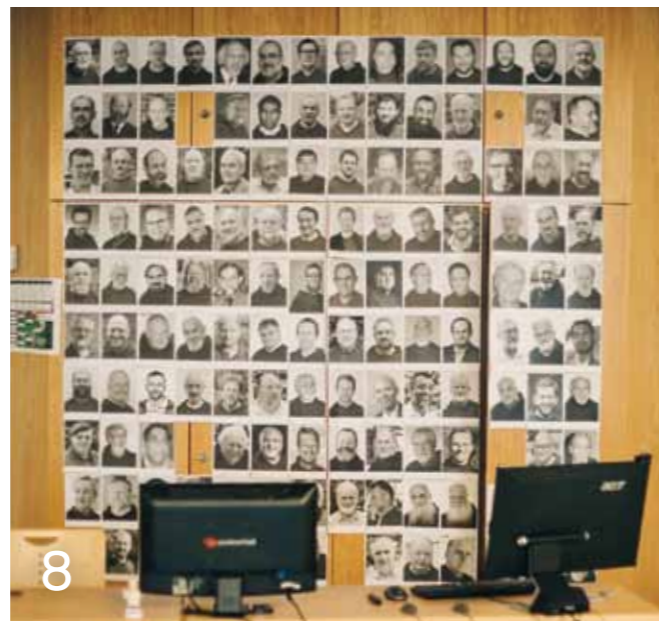
Den Brüdern, die einzelne Beiträge verfasst bzw. die Jahresschrift konzipiert und redigiert haben, danke ich.

Besonders danke ich der Layouterin, die Bild und Text in eine ansprechende Form gebracht hat.

Seien Sie begrüßt und von Gott behütet.

Br. Marinus Parzinger OFM^{Cap}
Provinzial der Deutschen Kapuzinerprovinz

Kapuziner Jahresschrift 2016.2017



AUS DER PROVINZ

- 8 Ohne Angst in die Zukunft**
Eindrücke vom Provinzkapitel der Kapuziner im Juni 2016
- 14 Die neu gewählte Provinzleitung**
Für die nächsten drei Jahre in Verantwortung
- 16 Kleinod Clemenswerth**
Seit fast 300 Jahren Kapuzinerpräsenz im Emsland
- 20 Im Garten tut sich was!**
Ein Projekt mit Zukunft
- 24 Von Wiederkehrendem, von Entwicklung ...**
Albanien bleibt herausfordernd
- 30 Kapuziner entdecken**
Präsent unter den jungen Menschen

MITBRÜDER

- 32 „Wir sind – in einem tiefgreifenden Veränderungsprozess“**
Von der Gelassenheit in Umbruchprozessen
- 34 Peru – ein Jahr geht schnell vorbei**
Erfahrungen aus einem fremden Land

TITELFOTO: KIÊN HOÀNG LÊ; FOTOS: KIÊN HOÀNG LÊ, STEFAN SESSLER, THOMAS DIENBERG

40 Seelsorge in klimatischer Veränderung

In Kontakt mit der Lebenswirklichkeit der Menschen

43 Eine Ära geht zu Ende

Kapuziner und Klarissen-Kapuzinerinnen verlassen Rosenheim

NACHDENKLICHES

46 Licht des Lebens

78 Gott suchen im Fremden

Herausfordernde Gedanken zu einem herausfordernden Thema

RUBRIKEN

- 23 Buchtipps**
- 55 Publikationen**
- 69 Augenblick**
- 62 Bildmeditation**
- 69 Augenblick**
- 73 Publikationen**
- 82 Unsere Verstorbenen**
- 84 Termine und Angebote 2016**
- 87 Adressen/ Impressum**

AKADEMISCHES

48 Es geht mehr, als wir denken

Über die PTH, ihre Zukunft und eine Zusammenarbeit der Orden

50 Auf die Verbindung von Spiritualität ...

IUNCTUS – das neue Kompetenzzentrum für Christliche Spiritualität

52 Fachbereich Business und Leadership

Die Angebotspalette erweitert sich

56 Auf der Suche nach dem neuen „Wir“

Abschluss Symposium zu dem Forschungsprojekt: „Wie geht Gemeinschaft?“

60 Freundeskreis Kapuzinergeschichte

Der Blick in die Geschichte hält lebendig

66 Alles war ganz anders

Über die Schwierigkeit des Ankommens

70 Gemeinschaft und Individualisierung

Ein pastoraltheologischer Blick auf ein interessantes Thema

74 Woran wir uns nicht erinnern

Die Fachstelle Franziskanische Forschung im Trend der Zeit



FOTOS: KIÊN HOÀNG LÊ

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Im Jahr 2017 gedenkt Deutschland 500 Jahre Reformation. Der Augustinermönch Martin Luther wollte die Kirche reformieren. Statt zu einer Erneuerung ist es zur Kirchenspaltung gekommen. „Haben Katholiken am Reformationjubiläum 2017 etwas zu feiern?“, fragte neulich Joachim Wanke, der ehemalige Bischof von Erfurt. Und seine Antwort lautete: „Nein. Katholiken können und wollen jedoch der Reformation gedenken. Sie wollen sie besser verstehen, ihre handelnden Personen, ihre leitenden Ideen, ihre geschichtlichen Auswirkungen.“

Für die Brüder und Schwestern des franziskanischen Ordens ist das Jahr 1517 aber nicht nur das Jahr der Reformation, sondern es ist auch das Jahr, in dem der franziskanische Orden in verschiedene Zweige aufgeteilt wird. Auch in der großen franziskanischen Bewegung ging es immer wieder neu um die Frage: „Wie können

wir das Evangelium heute leben? Was bedeutet es heute, Jesus nachzufolgen? Wie sieht das konkret aus, und welche Strukturen, Ämter und Ordnungen braucht es dazu?“ Im Jahre 1517 kommt es zur ersten Teilung des Ordens. Die Minderbrüder werden aufgeteilt in

die Observanten und die Konventualen. Schon 11 Jahre später, im Jahr 1528, kommt es zur nächsten Reform, und die Kapuziner entstehen. Das Jahr 2017 ist somit eine Art Doppelgedenken im Sinne der stetigen Reform von Kirche und Orden. „Ecclesia semper reformanda est“, heißt es in den Texten des II. Vatikanischen Konzils: „Die Kirche muss stets erneuert werden.“

In diesem Jahrheft der Kapuziner lassen wir Sie wieder teilhaben an den Ereignissen und Umbrüchen der Deutschen Kapuzinerprovinz. Wir bedanken uns für alle Verbundenheit und alle Unterstützung – und wünschen Ihnen allen mit den Worten des hl. Franziskus: Friede und Heil!



Br. Thomas Dienberg (li.),
Br. Christophorus Goedereis

Br. Thomas Dienberg

Br. Christophorus Goedereis



Eindrücke vom Provinzkapitel der Deutschen
Kapuzinerprovinz vom 12.-17. Juni 2016

„Ohne Angst in die Zukunft“

VON BR. HELMUT RAKOWSKI

» Die Kapuziner planen und arbeiten, wie die meisten Ordensgemeinschaften, in Dreijahreszyklen. Alle drei Jahre trifft sich das Kapitel, d.h. das „Parlament“ der Provinz, um darüber zu entscheiden, wer für die nächsten Jahre die Leitungsverantwortung als Provinzial bzw. Ratsmitglied trägt, und welche Schwerpunkte im Leben und Arbeiten der Brüder gesetzt werden. Die Satzungen des Ordens sagen: „Dem Provinzkapitel steht die erste Autorität in der Provinz zu.“ (129,1)

Außenstehende interessieren sich vor allem dafür, wer zum Provinzial gewählt wird und – in unseren Breiten heute – welche Häuser aufgelöst, bzw. erhalten bleiben. Dabei ist das Provinzkapitel mit seinen Entscheidungen letztlich nur der Höhepunkt eines langen Prozesses der Reflexion, des Abwägens, der Schwerpunktsetzung, in dem versucht wird, die bestmöglichen Kompromisse zu finden, die es der Brüdergemeinschaft ermöglichen, den Weg als Kapuziner gemeinsam weiterzugehen.

Wer darum beim Provinzkapitel der deutschen Kapuziner vom 12. – 17. Juni im Bildungshaus der ▶

Oben: In Erwartung dessen, was kommt, machen sich die Brüder Linus, Vinzenz, Markus und Ernst-Konrad auf dem Weg zur Kapelle

Unten: Die düsteren Wolken waren kein Omen für die kommenden Tage.



ALLE FOTOS: KIÊN HOÀNG LÊ



1



3



4



2



5

1. Br. Andreas und Br. Mauro im Gespräch
2. Die Tage in Reute waren umrahmt von der guten Bewirtung durch die MitarbeiterInnen vor Ort
3. Immer wieder waren die Brüder gemeinsam auf dem Weg und nutzen die Zeit zum Gespräch
4. Pausen waren immer wieder nötig zum Durchatmen
5. Br. Helmut erläutert mit Worten und Gesten sein Anliegen

Franziskanerinnen von Reute in die Kapitelsaula trat, bemerkte sofort, dass es nicht um das reine Abarbeiten von Dokumenten und um Wahlen ging. Die Anordnung der Tische schuf vielmehr Kleingruppen, die immer wieder untereinander und dann mit den anderen ins Gespräch kommen sollten. Bemerkenswert auch, dass während des Kapitels, bei einem relativ knappen Votum, der wiedergewählte Provinzial Marinus Parzinger eine erneute Diskussion des Themas empfahl. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und

es konnten daraufhin im Gespräch Formulierungen gefunden werden, die bei der nächsten Abstimmung eine breite Mehrheit erlaubten. Hier wurde deutlich, dass es nicht um gewinnen bzw. sich durchsetzen ging, sondern darum, miteinander auf dem Weg der Nachfolge zu bleiben.

Der Generalminister des Ordens, Br. Mauro Jöhri, hatte zu Beginn der Versammlung in einem geistlichen Vortrag die Brüder aufgefordert: „Tut Gutes!“ Er brachte Beispiele von schwierigen Situationen,

etwa von den 30 Brüdern, die in Pakistan leben und arbeiten. Er forderte die Brüder auf, ohne jede Furcht für die Menschen da zu sein, und zitierte Papst Franziskus, der bei der Begegnung mit über 1200 Kapuzinern im Kontext des Heiligen Jahres gesagt hatte: „Siate grandi perdonatori!“ – „Seid Menschen die verzeihen, seid barmherzig!“

Angesichts der wenigen jungen Brüder musste sich das Kapitel der Frage stellen, wie dies wirksam auch in der Zukunft geschehen kann. „20% unter Limit“ ▶



1



2



3



5



4



6



7

war die Devise, für die sich eine große Mehrheit entschied. Gemeint war damit, wir halten nicht um jeden Preis so viele Klöster wie nur irgend möglich, indem wir die personellen Ressourcen bis zum letzten ausreizen und auf den vollen Einsatz auch der alten Brüder bauen, die noch immer viele Dienste tun. Wir garantieren die Präsenzen, für die wir Obere und einsatzfähige Brüder zur Verfügung stellen können. Die Alten und Kranken arbeiten – wenn sie es können – weiterhin mit, aber ein Haus darf nicht von ihnen abhängig sein. Um frei zu sein für einen Neuaufbau, aber auch für ungeplante Ereignisse wie Krankheits- und Todesfälle, bleiben wir sogar 20% unter diesem Limit. So bleiben auch Raum und Zeit für das geistliche Leben der Brüder. Im Mai erst hatte Papst Franziskus getwittert: „Liebe Ordensleute: rüttelt die Welt wach! Seid Zeugen einer anderen Art zu leben und zu handeln!“

Der wiedergewählte Provinzial Br. Marinus Parzinger und sein Leitungsteam halten nun ein sog. „Basismodell“ in Händen. 2022 soll es garantiert in der deutschen Kapuzinerprovinz noch geben: Münster, Frankfurt, München und St. Konrad-Altötting. Auch an diesen Orten sind allerdings strukturelle Änderungen notwendig, um der demographischen Entwicklung der Provinz Rechnung zu tragen. Stühlingen soll ebenfalls, in Zusammenarbeit u.a. mit den Franziskanerinnen von Reute, weitergeführt werden. Darüber hinaus wird es noch Zell a. H. und Werne als Alterssitze für die Brüder geben. Auch dort werden die Brüder den Menschen entsprechend ihrer Kräfte zur Verfügung stehen. Über die übrigen Häuser entscheidet die Provinzleitung entsprechend der Umstände. Diskutiert wurde auch die Internationale brüderliche Zusammenarbeit mit zwei Ordensprovinzen aus Kerala, Indien, und die Zukunft der PTH.

Die Tage des Kapitels waren strukturiert durch die gemeinsamen Gebetszeiten und liebevoll gestaltete Gottesdienste, aber auch durch die brüderliche Begegnung am Abend, Gelegenheit, die Themen auch außerhalb des Sitzungssaales zu diskutieren. Br. Rigobert meldete sich am Ende als ältester Kapitular zu Wort: „Ich bin dankbar für die Tage. Wir haben eine schöne Gemeinschaft; es war gut, wie wir miteinander umgegangen sind. Die Begleitung war aufmerksam. Danke für die Zeit hier.“ Der Generalminister meinte: „Es gibt Provinzen, die sich aufgeben müssen, weil sie keine Hoffnung mehr haben. Hier ist es anders. Hier gibt es Herausforderungen, Häuser die priorisiert werden müssen, andere, die aufgegeben werden müssen, eine Provinz, die weniger tun darf. Eure Provinz hat keine Angst Probleme anzugehen und ist offen für Zusammenarbeiten. Ich habe ein gutes Gefühl.“

1. Worüber Provinzial Marinus und Br. Markus sich hier wohl unterhalten?

2. Das Kapitel wurde von sachkundigen externen Experten begleitet

3. Manche Brüder haben sich schon längere Zeit nicht mehr gesehen: Br. Jeremias und Br. Jens

4. Br. Thomas und Frau Tacke, die Moderatorin des Hochschulprozesses, legen selbst Hand an bei der Raumgestaltung

5. Gesprächskreise ließen jeden Bruder zu Wort kommen

6. Br. Stefan Maria und Br. Paulus wissen sich zu helfen

7. Br. Mauro und Br. Christophorus nehmen es leicht

Die neu gewählte Provinzleitung für die kommenden drei Jahre

IM JUNI 2016 FEIERTE DIE DEUTSCHE KAPUZINERPROVINZ IHR ZWEITES PROVINZKAPITEL NACH IHRER GRÜNDUNG IM JAHR 2010.

► Alle drei Jahre wählen die Brüder auf dem Provinzkapitel eine neue Provinzleitung. Diese besteht aus dem Provinzial und vier Räten, von denen einer die Rolle des stellvertretenden Provinzials innehat. Die Provinzleitung trifft sich circa alle vier bis sechs Wochen für zwei- bis dreitägige Beratungen. Sie hat den Auftrag, die Beschlüsse des Provinzkapitels umzusetzen, die Amtsgeschäfte der Ordensprovinz zu organi-

sieren und alle laufenden Personal- und Strukturentscheidungen zu treffen. Der Provinzial hat maximal zwei Amtszeiten von jeweils drei Jahren. Auf jedem Provinzkapitel muss mindestens die Hälfte der Provinzleitung neu gewählt werden. So sieht es das franziskanische Prinzip vor, das alle Ämter und Leitungsfunktionen im Orden als zeitliche begrenzte „Dienste an den Brüdern“ definiert.

Provinzial



Br. Marinus Parzinger wurde 1963 am Rand von Freilassing im Berchtesgadener Land geboren und ist seit 1987 Kapuziner. Vor dem Ordenseintritt absolvierte er die Ausbildung zum Bäcker und Konditor und holte das Abitur nach. Nach dem Studium der kath. Theologie war er Kaplan in einer Münchner Pfarrei, anschließend für die Ausbildung junger Kapuziner zuständig. Ab 2001 leitete er die Gemeinschaft am Wallfahrtsort Altötting. 2009 bis 2013 war er als Pfarrer in München, St. Joseph. Von 2001 bis 2007 war er Mitglied der Provinzleitung der Bayerischen Kapuzinerprovinz. Mit der Fusion zur Deutschen Kapuzinerprovinz 2010 war er Mitglied im Leitungsgremium bis 2013. Seit Juni 2013 ist er Provinzial der Deutschen Kapuzinerprovinz. Er wurde im Juni 2016 für eine zweite Amtsperiode gewählt und lebt in München.

Provinzvikar



Br. Christophorus Goedereis wurde am Rosenmontag 1965 im niedersächsischen Nordhorn geboren. Er trat nach dem Abitur in den Kapuzinerorden ein und studierte Philosophie und Theologie in Münster und Rom. Nach Abschluss des Studiums arbeitete Br. Christophorus als Referent in der Erwachsenenbildung, als Kaplan und Jugendseelsorger, später als Pfarrer in Offenburg und Frankfurt. Von 2004 bis 2013 leitete er als Provinzial die Rheinisch-Westfälische, später die Deutsche Kapuzinerprovinz. Seit Anfang 2014 ist Br. Christophorus Kirchenrektor der Liebfrauenkirche und Leiter der Citypastoral an Liebfrauen.

ENTSCHEIDUNGEN DES PROVINZKAPITELS 2016

- Wir wollen in allem, was wir tun, „20% unter Limit“ bleiben, um neue Freiräume für den einzelnen, die Gemeinschaft und die Provinz zu erlangen. Die Provinzleitung möge dieses Prinzip bei Personal- und Strukturentscheidungen berücksichtigen.
- Die vier Orte Altötting, Frankfurt, München St. Anton, Münster sollen weiter profiliert und in die Zukunft geführt werden. Diese vier Orte gehören zum Grundbestand der Deutschen Kapuzinerprovinz.
- In Altötting ist ein Prozess einleiten, der es bis zum Jahr 2022 ermöglicht, sich auf eine einzige Präsenz (nämlich in St. Konrad) zu konzentrieren.
- Für das „Kloster zum Mitleben“ in Stühlingen sollen zusammen mit den Franziskanerinnen von Reute Optionen für die Zukunft dieses Ortes entwickelt werden.
- Unsere Präsenzen in München-Nymphenburg, Reute und Sögel wollen wir fortführen, solange wir dazu in der Lage sind.
- Die Konvente Werne und Zell sind zu stärken als Orte, an denen auch ältere Brüder gut leben können.
- Die Niederlassungen Deggingen und Rosenheim sollen weitergeführt werden, solange es möglich ist.
- Wenn sich Brüder für einen „Neuaufbruch“ finden, soll dieser auch ermöglicht werden.
- Die langfristige akademische Präsenz der Kapuziner in Deutschland soll gesichert werden. Dazu ist die Möglichkeit der Errichtung einer Philosophisch Theologischen Hochschule der Orden in Berlin zu klären.

2. Definitor



Br. Bernd Kober wurde 1972 in Frankfurt am Main geboren. 1993 trat er in den Kapuzinerorden ein. Nach dem Theologiestudium in Münster und Wien war er ab 1999 zunächst in Offenburg in der Pfarrseelsorge und ab 2002 im ‚Kloster zum Mitleben‘ Stühlingen tätig. Im Jahr 2005 übernahm er die Aufgabe des Noviziatsleiters im gemeinsamen Noviziat der deutschsprachigen Kapuzinerprovinzen in Salzburg. Dort leitet er seit dem Jahr 2014 als Pfarrprovisor die Pfarrei St. Andrä, zu der auch das Kapuzinerkloster gehört.

3. Definitor



Br. Norbert Schlenker wurde 1954 im badischen Karlsruhe geboren und ist ein 1973 Kapuziner. Nach dem Studium in Münster i. W. und Freiburg i. Br. und der Priesterweihe 1980 war er rund 30 Jahre Pfarr- und Wallfahrtsseelsorger in den Klöstern Offenburg, Zell a. H. und Deggingen. Danach folgten drei Jahre als Pfarrer und Cityseelsorger in Frankfurt. Seit 2014 ist Br. Norbert die Aufgabe des Guardians und stellvertretenden Wallfahrtsrektors in Altötting St. Magdalena übertragen.

4. Definitor



Br. Stefan Walser ist Jahrgang 1980 und stammt aus Oberschwaben. Er ist seit 2006 Kapuziner. Während der Zeit des Juniordats promovierte er in Münster im Fach Fundamentaltheologie mit einer Arbeit über das Gebet. Er arbeitete in der Studenten-seelsorge und sammelte von 2013 bis 2014 Erfahrungen bei einer Friedensorganisation der Kapuziner in Kenia. Seit 2014 arbeitet Br. Stefan zunächst als Diakon und seit der Priesterweihe als Kaplan im Pfarrverband Isarvorstadt in München.

Kleinod Clemenswerth

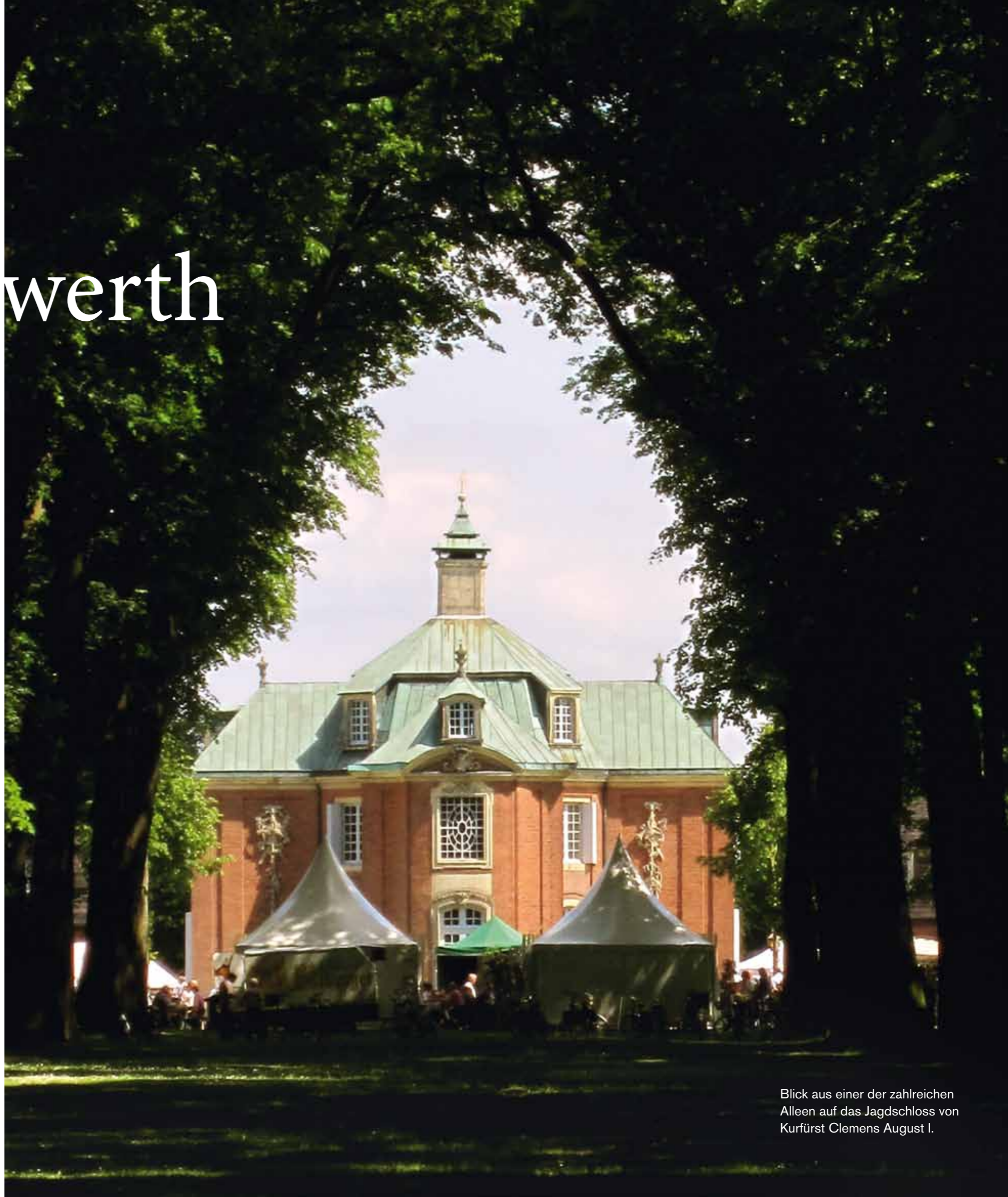
WER NOCH NICHT DA WAR, MUSS UNBEDINGT MAL HIN! CLEMENSWERTH IST EIN KLEINOD DER DEUTSCHEN KAPUZINERPROVINZ. DAS KLOSTER IST TEIL EINER SCHLOSSANLAGE - UND VERBINDET DIE GESCHICHTE DER EHEMALIGEN BAYERISCHEN UND DER EHEMALIGEN RHEINISCH-WESTFÄLISCHEN KAPUZINERPROVINZ. DAS JAGDSCHLOSS CLEMENSWERTH WURDE FÜR CLEMENS AUGUST I. VON BAYERN ERRICHTET, GEHÖRTE LANGE ZUR RHEINISCH-WESTFÄLISCHEN UND IST SEIT 2010 NIEDERLASSUNG DER DEUTSCHEN KAPUZINERPROVINZ.

VON BR. CHRISTOPHORUS GOEDEREIS

► Es dürfte das einzige Kapuzinerkloster weltweit sein, das Teil einer Schlossanlage ist. Und dennoch erinnert es auf eigene Weise an die Anfänge der Kapuzinerreform im Jahr 1528. Der Reformzweig der Kapuziner lebte nämlich nicht, wie etwa die franziskanischen Brüder der Konventualen oder Observanten, in großen Stadtkonventen, sondern in kleinen Niederlassungen am Stadtrand - oder gar außerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern. Daher kann man im Kapuzinerkloster Clemenswerth nicht nur „die nördlichste Rokoko-Kapelle Bayerns“ besuchen, sondern auch erahnen, was das Leben der Kapuziner in vergangenen Jahrhunderten geprägt hat.

Seit fast 300 Jahren leben die Kapuziner im emsländischen Städtchen Sögel. Jahrzehntlang waren es nur ein oder zwei Brüder, die das kleine Klösterchen mit Leben erfüllten. Seit 2015 ist der Konvent auf vier Brüder angewachsen. Bruder Edmund Kesenheimer kam im September 2015 als Guardian (Hausoberer) aus Oberschwaben nach Sögel. Bruder Franz Beer und Bruder ►

FOTO: CORRADOX



Blick aus einer der zahlreichen Alleen auf das Jagdschloss von Kurfürst Clemens August I.



„
Die Leute kommen
in die Messe, und
die wunderschöne
alte Schlosskapelle
ist meistens voll“

Br. Edmund



Ganz oben: Schlossanlage Clemenswerth. Die achteckige spätbarocke Anlage von oben.

Oben links: Blick auf den Hochaltar in der Schlosskirche

Oben rechts: Schlosskirche und Kapuzinerkloster

Die Schlossanlage Clemenswerth wurde von 1737 bis 1747 für Kurfürst Clemens August I. am nördlichen Rande seines weit verstreuten Herrschaftsgebiets erbaut. Die spätbarocke Anlage ist achteckig aufgebaut und besteht aus einem mittleren Hauptschloss und acht umliegenden Nebengebäuden, von denen eines das Kapuzinerkloster ist. Die Anlage gehört zu den Hauptwerken des westfälischen Barock. Die Entwürfe stammten von dem westfälischen Baumeister Johann Conrad Schlaun. Zu den Vorbildern der Anlage zählen die Pagodenburg in Rastatt, die Eremitage in Waghäusel und das Schloss Marly-le-Roi. Die Anlage dient heute als regionales Emslandmuseum und ist Sitz der Emsländischen Landschaft.



Die Brüdergemeinschaft von Clemenswerth:
Br. Edmund, Br. Franz, Br. Fidelis und Br. Nikolaus. (v.l.n.r.).

Nikolaus Horschler folgten im Oktober 2015. Br. Franz stammt aus dem nördlichen Schwarzwald und Br. Nikolaus aus Heppenheim. Bruder Fidelis Schwarz hingegen ist mit seinen 88 Jahren der Senior der Gemeinschaft und lebt bereits seit 14 Jahren im Kloster des ehemaligen Jagdschlusses. „Das hat es seit langer Zeit nicht mehr gegeben, dass wir hier so viele sind“, berichtet Br. Edmund. In Clemenswerth zeichnet sich das Leben der Kapuziner einerseits durch eine besondere Liebe zur Stille und zum Gebet aus, andererseits durch die Nähe zum einfachen Volk. „Schon in Anfangszeiten des Ordens haben die Kapuziner sich lieber an Stadträndern angesiedelt als mittendrin“, erklärt der 70-jährige Oberschwabe. Dies sei auch in Sögel der Fall gewesen. Auch heute noch suchen die Männer den Kontakt zu den Menschen. Jeden Morgen findet in der Schlosskapelle um 8 Uhr ein öffentlicher Gottesdienst statt, am Sonntag um 11 Uhr. „Die Leute kommen in die Messe, und die wunderschöne alte Schlosskapelle ist meistens voll“, freut sich Br. Edmund. „Die Kapuziner gehören in Sögel einfach dazu.“

Zu den weiteren Aufgaben des Klosters Clemenswerth zählt auch die Beichte, die dienstags bis samstags nahezu ganztägig angeboten wird. „Die Menschen kommen zu uns, um zu reden“, sagt Br. Edmund. „Wir haben immer ein offenes Ohr für alle möglichen Probleme und Anliegen“, so der Ordensgeistliche. Zudem hat jeder der Brüder seine speziellen Aufgaben. Nach dem Frühstück machen sich alle ans tägliche Werk.

Während Br. Franz, studierter Diplom-Ingenieur und Theologe, sich der Ikonenmalerei hingibt und auch sonst für alle kleineren handwerklichen Aufgaben im Haus zuständig ist, nimmt Br. Nikolaus sich der Betreuung der Pforte und der Sakristei an. Doch sind die Männer nicht nur auf der historischen Schlossanlage anzutreffen. Sie sind auch in den umliegenden Pfarrkirchen in Eisten oder Sögel tätig. Soweit eben möglich, übernehmen sie vor allem sonntags Gottesdienstaus-hilfen im Umland.

Zwar liegt das Kapuzinerkloster abgeschieden und in Stille, „aber wir haben uns dennoch viel zu erzählen“, sagt Br. Edmund. „Abends in der Rekreation geht es bei einem Glas Wein oder Bier über die Pferdezucht, die Br. Fidelis besonders fasziniert, bis hin zur Sögeler Ahnenforschung“, schmunzelt der Guardian der kleinen Kapuzinergemeinschaft. Und was alle besonders freut: Gemäß einem Beschluss des Provinzkapitels der Deutschen Kapuzinerprovinz im Juni 2016 soll das Kloster Clemenswerth als Standort der Kapuziner erhalten bleiben.

Früher war Clemenswerth der nördlichste Ort im weit verstreuten Herrschaftsgebiet von Kurfürst Clemens August I. Heute ist es der nördlichste Zipfel der Deutschen Kapuzinerprovinz. Aber, wie schon gesagt: Wer noch nicht da war, der muss unbedingt mal hin!

Einige Angaben, vor allem die wörtlichen Zitate der Brüder, sind einem Artikel von Mirco Moormann in der NEUEN OSNABRÜCKER ZEITUNG (NOZ) vom 25.01.2016 entnommen. **T**

FOTOS: EMSLANDMUSEUM; COMMONS.WIKIMEDIA.ORG; MIRCO MOORMANN

Im Garten tut sich was!

SEIT GERAUMER ZEIT BEOBACHTEN DIE BRÜDER UND DIE NACHBARN IM GARTEN IN MÜNSTER EIN KOMMEN UND GEHEN, UNGEWOHNTEN AKTIVITÄTEN UND GROSSE VERÄNDERUNGEN. MIT BLICK AUF DIE ZUKUNFT WIRD DER GARTEN VERÄNDERT. ES TUT SICH WAS!



VON BR. BERND BEERMANN

» Es sind nicht etwa Dachse oder sonstige ungebetene Gäste, die sich im Klostersgarten in Münster tummeln, Bäume niederreißen und den Boden durchwühlen. Trotzdem hört man in der letzten Zeit des Häufigeren schweres Gerät im Garten, nicht nur zur Freude manch eines Nachbarn, der doch die Ruhe und Stille der Kapuziner sehr schätzt.

„Was ist denn da los?“ mag sich schon manch einer gefragt haben. Doch die Antwort ist so einfach wie vielschichtig.

Nach fast 25 Jahren unermüdlichen Engagements von Br. Konrad Zanger im Klostersgarten Münster, wurde er Mitte 2015 nach Zell am Harmersbach versetzt, wo er sich mit gewohntem Eifer und entsprechender Kenntnis dem dortigen Garten widmet.

An dieser Stelle sei ihm für seine Arbeit und Sorge für den Garten in Münster nochmals herzlich gedankt.

Ein solcher Weggang hinterlässt eine Lücke, die nicht einfach zu füllen ist. Um genau zu sein, seine Arbeitskraft wurde durch gleich eine ganze Gruppe fleißiger Hände ersetzt. Seit August 2015 hat das Garten- und Landschaftsbauteam der Alexianer-Werkstätten in Münster die Betreuung des Gartens übernommen.

Mit dem neuen Team kam auch die Frage: „Wie soll es im Garten in Münster weitergehen?“. Die Brüder schätzen immer noch das frische Gemüse und Obst, das der Garten liefert. Dies soll erhalten werden. Doch bietet das Gelände Möglichkeit für mehr? Sicherlich.

Nicht erst im Zuge der päpstlichen Enzyklika „Laudato Si“ stellt sich die Frage, welchen Teil wir Kapuziner zum Schutz der Schöpfung beitragen können. Ein Garten bietet die praktische Möglichkeit, Obst- und Gemüsesorten anzubauen, die heute nur noch wenig oder gar nicht mehr angebaut werden. Dies ist praktische Arten- und Sortenerhaltung. ▶

Manches ist geblieben, anderes ist völlig neu: die Apfelwiese, das Kräuterrondell, die Bienenvölker





Oben: Gemüse, Salate - vieles wird angebaut und auch gleich direkt von der Küche mitbenutzt.
Unten: Das Kräuterrondell



Darüber hinaus kann ein Garten, indem solche Arten und Sorten angebaut werden, der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden, und somit das Anliegen des Artenschutzes an sich.

Da wir Kapuziner nicht über alles notwendige Wissen in diesem Bereich verfügen, war es notwendig, mit weiteren Partnern ins Gespräch zu kommen. Der Naturschutzbund (NABU) Münster war gern bereit, uns beim Aufbau eines Sortengartens für westfälische Apfelsorten zur Seite zu stehen. Es wird der erste seiner Art sein.

Da der Münsteraner Garten aber recht viel Platz hat, haben wir durch die Arbeit der Alexianer einen

Kräutergarten erstellen können, der bis dato 130 verschiedene Kräuterarten und -sorten enthält. Tendenz steigend.

Leider mussten wir uns auch von einigen Nadelbäumen auf dem Gelände trennen, die mittelfristig altersschwach geworden wären. Auf dem so freiwerdenden Gelände stehen nun Wildfruchtbäume wie Walnuss oder Marone aber auch Maulbeeren und Mispeln. Brombeeren und Walderdbeeren gaben sich ein freiwilliges Stell-Dich-Ein.

Als kleine Dreingabe konnte auch der Platz vor unserer sogenannten „Emsland-Hütte“ erneuert werden, der nun mit Marienstatue zu stillem Gebet oder zum fröhlichen Beisammensein einlädt.

Neben den Veränderungen im Gelände wird der Garten in Zukunft in Zusammenarbeit mit unserer philosophisch-theologischen Hochschule (PTH) insbesondere durch das Institut JUNCTUS zu Fortbildungen im Bereich Spiritualität und Ökologie genutzt. Weitere Partner in diesem Tun sind das Aninstitut der PTH: Institut für Theologische Zoologie, der NABU und der Umweltbeauftragten des Bistums Münster.

Mit Hilfe vieler Partner wird der Garten in Münster auch noch weitere Veränderungen erfahren, so dass es nächstes Jahr hoffentlich heißen kann: „Im Garten tut sich immer noch was!“

FOTO: IRIN-K / SHUTTERSTOCK.COM

Luther, der Ketzler: Rom und die Reformation

VON BR. CHRISTOPHORUS GOEDEREIS

» Vorneweg: Das Buch ist keine Hetzschrift gegen Martin Luther, wie der Titel suggerieren könnte. Von einer Heiligsprechung des Reformators ist es allerdings auch weit entfernt. In der Fülle der Publikationen rund um das Reformationsjubiläum 2017 sticht dieses Werk heraus.

Der deutsche Historiker Volker Reinhardt zählt zu den größten Kennern der Renaissance. In seinem Werk belässt er es daher auch nicht dabei, Luthers Werk und Wirken lediglich aus heutiger Sicht neu einzuordnen, wie das viele andere Autoren tun. Der Professor für die Geschichte der Neuzeit an der Universität Fribourg sichtet vielmehr über Jahre hinweg bisher wenig beachtete Akten in den Vatikanischen Archiven - und fügt so der Lutherforschung neue und spannende Erkenntnisse aus einer ungewöhnlichen Perspektive hinzu.

Reinhardt interpretiert die Reformation aus römischer Sicht. Er zeigt, warum die Päpste das Geschrei im fernen Deutschland nicht ernst nahmen, und zeichnet ein erstaunlich neues Bild von dem Kampf der Mentalitäten und Interessen, der die Welt verändert hat.

Das Buch hat den Blick für das große Ganze. Diese strukturge-schichtlich angelegte Studie zeigt den Reformator aus Wittenberg in Zeiten des Umbruchs. Luthers Thesen, so die Meinung des Autors, konnten ihre Sprengkraft nur entfalten, weil sie auf eine zutiefst verunsicherte Christenheit trafen -

auf eine Gesellschaft, deren Fundamente bereits ins Wanken geraten waren. Luther, so der Autor, habe sich zum Wortführer von Forderungen gemacht, die seit mehr als einem Jahrhundert erhoben, aber nicht erfüllt worden waren. Etwa die nach einer Reform der Kirche „an Haupt und Gliedern“ mit einer künftig weniger weltlichen und mehr seelsorgerischen Ausrichtung. Zwar habe der Wittenberger Theologe „den ersten Akt des Reformationsdramas geschrieben“, doch sein Postulat einer notwendigen Erneuerung der Kirche sei alles andere als neu gewesen.

Es ist das große Verdienst des Buchs, dass es seine Erkenntnisse auch aus vatikanischen Quellen schöpft. Mit der provokanten These, wonach die wahren Gründe für die konfessionelle Spaltung letztlich jenseits von Glaubensfragen zu suchen seien, liefert der Autor einen interessanten Beitrag zur Reformationsforschung.

Viele Theologen werden dem Autor wahrscheinlich nicht in allem folgen mögen. Sie wollen die Kritik Luthers an den theologischen Auffassungen der damaligen Kirche sowie am Lebensstil der Päpste und Kleriker als Hauptgrund der Reformation sehen. Aber auch die Theologen werden an Rheinhardts Werk künftig nicht mehr vorbeikommen. Und der „normale“ Leser findet in diesem Werk einen spannend und flüssig geschriebenen originellen Beitrag zum Reformationsjahr.



Volker Reinhardt:
„Luther, der Ketzler.“
Rom und die Reformation“
Verlag: Beck
2. Aufl. 2016
Seitenzahl: 352
ISBN-13: 9783406688287
ISBN-10: 3406688284

Von Wiederkehrendem, von Entwicklungen und Veränderungen in Albanien

ALBANIEN IST EIN ARMES LAND. ES IST AUCH EIN LAND VIELER JUNGER MENSCHEN, EIN LAND ZWISCHEN HOFFNUNG UND HOFFNUNGSLOSIGKEIT. BR. ANDREAS GIBT DEN MENSCHEN MIT SEINEM ENGAGEMENT HOFFNUNG.



Kinder und Jugendliche aus Fushë-Arrëz brechen zum Sommercamp auf.

VON BR. ANDREAS WALTERMANN

► Manchmal denke ich: die Zeitläufe, die Herausforderungen, die Aufgaben und die Tätigkeiten in unserem großen Pfarrgebiet ähneln oder gleichen sich wie in jedem Jahr. Jetzt im September z.B. planen wir die katechetische Arbeit in Fushë-Arrëz und den Dörfern, bereiten die Katecheten, meist Jugendliche und Erwachsene, vor, und dann beginnen wir auch bald in den verschiedenen Gruppen mit der Arbeit. Bis Mitte Juni wird das gehen. Wie jedes Jahr – auch wenn sich die Gruppe der Katecheten jedes Jahr etwas ändert.

Irgendwie ist alles – so scheint es – wie die Wellen, die unentwegt an einen Strand auflaufen, immer gleich, aber doch jedes mal irgendwie anders, mal kräftiger, mal schwächer, mal ganz sanft und mal mit voller Wucht – so ist das eben.

So ähnlich nehme ich meine Arbeit und meine Aufgaben in der Bergregion Albaniens wahr. Vieles ist vertraut: unsere Kleinstadt Fushë-Arrëz mit ihren schäbigen Wohnblocks, die Missionsstation, die Schwestern, Franc, unser Pastoralassistent, die Dörfer,

die verschiedenen Gottesdienstorte – insgesamt 13 an der Zahl –, die Menschen in ihren alltäglichen Sorgen, die Kinder und Jugendlichen, die ich heranwachsen sehe und die zur Katechese kommen, die kaputten Straßen, die Wege, die ich schon viele hundert Male mit dem Landrover gefahren bin, die vielen Begegnungen mit den Menschen aus unserem Pfarrgebiet, von denen ich sehr viele mit Namen kenne, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter... .

Die Muster ähneln sich. Vieles ist gewohnt und verlässlich, vieles ist in Veränderung. Manches davon zeigt sich nur ganz allmählich, manches schlägt ein mit voller Wucht und verändert vieles, manches scheint unveränderlich.

Nach wie vor gehört unsere Bergregion zu den ärmsten Albaniens. Die Arbeitslosigkeit liegt weiter auf sehr hohem Niveau, bei ca. 85 %, Zukunftsperspektiven für junge Menschen gibt es so gut wie keine, sehr viele Familien leben mittlerweile von der geringen Sozialhilfe, die maximal bei 5000 Lek liegt

(36,49 €), egal wie groß die Familien sind. Davon kann man nicht leben.

Die meisten Menschen, die im vergangenen Jahr nach Deutschland gegangen sind, um dort mit großer Hoffnung ein anderes, besseres Leben zu finden, sind mittlerweile wieder da, abgeschoben und enttäuscht. Wieder ziehen Familien weg nach Tirana, Durres oder Shkodër, meistens in die Peripherie dort, um vielleicht doch irgendwo eine Arbeit zu finden. „In Fushë-Arrëz keine Chance“, sagen sie.

Jetzt zum Schuljahresbeginn häufen sich die Anfragen kinderreicher Familien wieder um Schulmaterial, um Geld für die Bücher und um Ausbildungshilfen. Die Armut ist größer geworden. Die neue Großkommune Fushë-Arrëz – aus bislang neun Kommunen im Kreis Puka wurden im vergangenen Jahr zwei – hat einfach keine Mittel, obwohl der neue Bürgermeister sich sehr willig und offen zeigt. Es gibt eigentlich keine Entwicklung. Armut, Arbeitslosigkeit und Aussichtslosigkeit liegen wie eine dunkle Wolke über unserem ►

AUS DER
MISSION



1. Fushë-Arrëz war eigentlich ohne Kirche geplant – heute ist sie nicht mehr wegzudenken.
2. Lagebesprechung mit dem Team der Sommermission 2016
3. Gjergj Thekna in Breg hat viele kirchliche Gegenstände vor kommunistischer Zerstörung bewahrt.



Gebiet. Und das macht was mit den Menschen, mit uns, mit mir.

Und trotzdem: Die Kirche wird von vielen Menschen – katholischen und muslimischen - als der einzige verlässliche Hoffnungsträger angesehen. Auch wenn wir nicht aller Not begegnen können, die Menschen um uns herum nehmen deutlich wahr, wie sehr wir uns im Sozialen einsetzen. Das ist natürlich nur ein Teil unserer Aufgabe und unseres täglichen Bemühens, aber kein unwichtiger. Gottesdienst, Katechetische Arbeit und die soziale Sorge um Menschen in Not hängen ja eng zusammen und lassen sich nicht trennen. Der Grundauftrag des Evangeliums ist ja zu tiefst eine Heilssendung, d.h. den Menschen das Heil, die Erlösung, die von Gott kommt, zu vermitteln, sei es spirituell, seelisch oder ganz konkret, auch materiell, im Kleinen und im Großen.

So konnten wir wieder z.B. mithilfe von Renovabis befahrbare Wege zu Dörfern bauen, die bis dahin nur zu Fuß erreichbar waren, durch die Unterstützung von vielen Spendern – Einzelpersonen, Grup-



Die Kirche wird von vielen Menschen – katholischen und muslimischen - als der einzige, verlässliche Hoffnungsträger angesehen“

pen, Organisationen, Pfarrgemeinden - aus Deutschland und Österreich Häuser und Dächer armer Familien reparieren oder Häuser neu bauen, das Schweineprojekt weiterführen, in diesem Jahr für 78 Familien, Ausbildungshilfen für über 120 Schüler und Studenten anbieten, über 320 Familien monatliche Lebensmittelhilfe geben, Medikamente austeilen zu einem geringen Preis, existentielle Hilfen leisten

z.B. bei dringenden Krankenhausaufenthalten und so Manches mehr. Das verändert wenigstens ein bisschen die Lage der Menschen.

Vieles unserer pastoralen Aktivitäten lief wie gewohnt: die regelmäßigen Gottesdienste in Fushë-Arrëz und den Dörfern, die Besuche bei den Kranken und alten Menschen mit der Hl. Kommunion, der große Kreuzweg aus drei Richtungen zur kleinen Kirche der hl. Prenda in Kryezi in der Fastenzeit, Beerdigungen, die Vorbereitung der Kinder der 5. und 6. Klasse auf die Erstkommunion, der 72 Jugendlichen der 9. bis 11. Klassen, die in diesem Jahr zur Firmung gingen, und die Vorbereitung auf das Ehesakrament, vorwiegend für Paare, die schon länger zivil verheiratet sind Es ist auffallend, dass in Fushë-Arrëz kaum ganz junge Paare heiraten und eine Familie gründen. Es gibt eben keine guten Ausichten bei uns.

Die Sommermission mit Hausbesuchen und –segnungen, Katechesen und Spiel wurde in diesem Jahr von den beiden albanischen Kapuzinern Frat Gjon und

Frat Landi, Schwester Tereze und 5 Laien mitgetragen, ebenso die Durchführung des großen Jugendtages in Fushë-Arrëz anlässlich des Weltjugendtages in Krakau.

In diesem Jahr zum ersten Mal konnten wir unsere Sommermission auf ein kleines katholisches Dorf, mitten im muslimischen Umfeld in der Nähe der Stadt Kukes, ausweiten. Das Dorf Fushë-Dukagjin mit seinen noch sechs bewohnten Häusern liegt weit außerhalb unseres Pfarrgebietes. Der letzte Priester war dort vor mehr als vier Jahren. Zusammen mit unserem Pastoralassistenten Franc Doda und dem Seminaristen Gaetano Lleshaj waren wir dort zwei Wochen lang tätig. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen. Die Familien dort sind sehr arm, ihre Häuser sehr schlecht, es gibt kaum Wasser für die Bewässerung der Felder. Auch hier eine große Arbeitslosigkeit. Wir konnten die Familien besuchen, ihre Häuser segnen, die gesamte Dorfgemeinschaft, die leider untereinander sehr zerstritten ist, mehrere Male zur Katechese versammeln und zum Schluss zu einer schönen, schlichten Eucharistiefeier. Papst ▶

1. Unser verstorbener Bischof Lucjan Avgustini; 2. Franc Doda, unser Pastoralassistent hält eine Katechese im Dorf Fushë-Dukagjin; 3. Haussegnung in Breg; 4. Ballspiel nach der Katechese im Sommer in Bicaj; 5. Sr. Gratias und Sr. Bernadette erhalten das Bundesverdienstkreuz in der deutschen Botschaft in Tirana.



Franziskus hatte ja für dieses Jahr das Thema der Barmherzigkeit in den Mittelpunkt gestellt. Das konnten wir in der schwierigen Situation der Menschen in Fushë-Dukagjin gut gebrauchen. Jetzt hoffe ich, dass Versöhnung und Barmherzigkeit auch hier spürbar zu Veränderungen führen.

Eine unvorhersehbare Veränderung im kirchlichen Leben in unserem Bistum Sapa brachte die schwere Erkrankung unseres Bischofs Lucjan Avgustini. Symptome eines inoperablen Hirntumors zeigten sich bei ihm erstmals Ende Februar. Mit größter Kraftanstrengung konnte er mit „seinen“ Priestern, Ordensleuten und Gläubigen noch die österlichen Tage feiern, dann Mitte April seinen letzten Gottesdienst mit uns, schon unterstützt von zwei Priestern an seiner Seite. Am 22. Mai 2016 verstarb er mit 52 Jahren. Als junger Priester aus dem Kosovo gebürtig, kam er 1992 nach Albanien als Missionar, wurde bald Pfarrer an der Kathedralkir-

„Albanien bleibt herausfordernd, spannend und bewegend für mich, für uns, für die Menschen hier.“

che in Shkodër, später auch der Generalvikar dieses großen Bistums. Im Jahr 2007 wurde er zum Bischof von Sapa ernannt. Er war sehr kommunikativ und aufmerksam sowohl einfachen Menschen als auch höher gestellten Persönlichkeiten gegenüber, er konnte zwischen seinen wenigen Priestern, Ordensleuten und pastoralen Mitarbeitern ein herzliches, familiäres

Klima schaffen, er hatte eine große Liebe zu behinderten Menschen und leitete unser flächenmäßig sehr großes Bistum mit vielen verstreuten Ortschaften und Dörfern mit großer Weitsicht, mit Entschiedenheit und Kraft. „Wenn Gott uns etwas Schweres schickt im Leben, wer sind wir, dass wir uns weigern es anzunehmen“, so schrieb er kurz nach der schlimmen Diagnose. Sein Tod ist ein schwerer Verlust für unser ganzes Bistum und die Kirche Albanien.

Aktuell sind zwei der sechs albanischen Bischofsitze vakant aufgrund des Todes der Bischöfe – Tirana / Durres und Sapa - und zwei weitere Bischöfe haben die Altersgrenze 75 erreicht und um ihre Entlassung aus dem Dienst als Bischof gebeten.

Mitte August wurde unseren Schwestern Gratias Ruf und Bernadette Ebenhoch eine große Ehrung zuteil. Die deutsche Botschafterin Susanne Schütz verlieh ihnen in der Botschaft das Bundesverdienstkreuz

am Bande für 21 Jahre unermüdlichen Dienst an den Menschen unserer armen Bergregion.

Kurz danach gab es für die Missionsstation in Fushë-Arrëz eine große Veränderung. Die beiden Schwestern Bernadette und Martina haben sich entschieden, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Das ist für unsere Missionsstation ein herber Rückschlag und zwingt auf Zukunft hin zu neuen Überlegungen und einer Neustrukturierung der Station. Schwester Gratias hält mit ihren 75 Jahren dort die Stellung und das Leben aufrecht. Ich werde sie darin kräftig unterstützen.

Albanien bleibt herausfordernd, spannend und bewegend für mich, für uns, für die Menschen hier. Das Leben ist Veränderung und Entwicklung. Diese gilt es anzunehmen in einem vertrauenden Glauben an den Gott, der mit uns Menschen ist im Leichten wie im Schweren.

Kapuziner entdecken?...

Wie wir uns für Interessierte sichtbar machen können

BR. HARALD WEBER BERICHTET ÜBER DIE BERUFUNGSPASTORAL, DIE SCHON SEIT JAHREN EIN GROSSES ANLIEGEN DER PROVINZ IST. ES GEHT UM DIE BEGLEITUNG JÜNGERER MENSCHEN AUF IHREM WEG.

VON BR. HARALD WEBER

» Wir werden älter und weniger. Das ist in diesem Heft bestimmt öfter zu lesen. Eine besondere Herausforderung birgt das für unsere Berufungspastoral, in der wir in den vergangenen Jahren erlebt haben, wie sich unsere Angebote und ihre Wahrnehmung verändert haben. Wie gelingt es uns, in ganz Deutschland sichtbar, erreichbar und ansprechbar zu sein? Wo begegnen wir Jugendlichen und Männern, für die ein Eintritt in den Orden eine Entscheidungsoption ist?

Berufungspastoral ist nicht die Aufgabe eines einzelnen Bruders, sondern das Lebenszeugnis aller Brüder in der Provinz und die Einladung, unser Leben kennenzulernen und einige Schritte mit uns zu gehen. So laden die Klöster in Stühlingen, Altötting, Münster, Salzburg, aber auch andere nach ihren Möglichkeiten ein, einige Tage oder auch mal zwei Wochen bei uns mitzuleben und uns kennenzulernen. So wenden sich die jungen Brüder in Münster insbesondere an die Studenten in der Stadt, in Altötting gibt es eine lebendige Jugendarbeit, und in Frankfurt kennen uns die Menschen aufgrund der Arbeit mit Obdachlosen und der Citypastoral im Herzen der Stadt und können dort mit uns ins Gespräch kommen, im Kloster zum Mitle-

ben in Stühlingen kann man das Leben der Brüder und der Reuter Franziskanerinnen teilen.

Darüber hinaus versuchen wir, dort zu sein, wo junge Menschen auf der Suche nach ihrem Glauben sind: Vier Brüder unserer Provinz waren in Polen beim Weltjugendtag mit Jugendlichen aus den Diözesen Limburg und Münster, zusammen mit den Franziskanerinnen von Siessen bieten wir in dem Programm „Looks like Jesus“ an, Pfarreien oder Schulen zu besuchen und ein Wochenende lang unsere Glaubensfragen miteinander zu teilen, und Br. Jeremias bietet Gruppen, die nach Assisi fahren, an, die Zeit dort miteinander franziskanisch zu gestalten.

Wer einmal Kontakt zu uns bekommen hat, findet in allen Klöstern Brüder, die gerne mehr erzählen, die Lebenswege geistlich begleiten und die weitere Einladungen aussprechen werden.

Kapuziner entdecken – dazu muss man heute vielleicht ein bisschen genauer hingucken. Wenn Sie uns kennen und glauben, dass sich das lohnt, erzählen sie es anderen weiter.

T Die aktuellen Angebote der Berufungspastoral findet man auf der Homepage www.kapuziner-entdecken.de



Oben: Manchmal muss man auch etwas riskieren: Br. Jens während einer Männerwoche in Gschnoon/Südtirol

Rechts: Natürlich gehört auch der Weltjugendtag ins Programm: Br. Thomas zusammen mit einer Jugendgruppe

Wir sind – in einem tiefgreifenden Veränderungsprozess

BR. MARINUS PARZINGER, 53 J., WURDE AUF DEM PROVINZKAPITEL IM JUNI 2016 IN SEINEM AMT ALS PROVINZIAL DER DEUTSCHEN KAPUZINERPROVINZ BESTÄTIGT UND FÜR EINE ZWEITE AMTSZEIT WIEDERGEWÄHLT. BR. THOMAS DIENBERG SPRACH MIT DEM ALTEN UND NEUEN PROVINZIAL ÜBER SEINE ERFAHRUNGEN IN DER VERGANGENEN UND SEINE PERSPEKTIVEN FÜR DIE LAUFENDE AMTSZEIT.

» **Lieber Marinus, du bist jetzt in deiner zweiten Amtszeit als Provinzial der Deutschen Kapuzinerprovinz. Fühlt man sich in der zweiten Amtszeit gelassener als in der ersten?**

Ich merke, dass die Erfahrung mich etwas gelassener sein lässt. Routine kehrt nicht ein. Ich durfte erleben, wie Brüder sich mit den Problemen auseinandersetzen und an Lösungen mitarbeiten. Das macht mich zuversichtlich.

Wie ist es um die Kapuziner in Deutschland bestellt?

Je nach Standpunkt ließe sich vieles sagen. Wir sind im Durchschnitt jünger als die Brüder der Nachbarprovinzen. Wir sind – wie Gesellschaft und Kirche insgesamt – in einem tiefgreifenden Veränderungsprozess. Wir sprechen über unsere Zukunft und gehen Herausforderungen gemeinsam an, wie es sich für eine Lebens- und Glaubensgemeinschaft gehört. Wir lassen Vertrautes los und wissen nicht genau, was wir uns dafür einhandeln. Das bringt auch Unsicherheit mit sich.

Ich habe großen Respekt vor dem, was meine Brüder auf die Beine stellen. Einzelne bringen Ideen ein und stoßen etwas Neues an. Andere tun gelassen ihren Dienst, auch in hohem Alter.

Wir wissen, dass nicht alles in unserer Hand liegt. Darum vertrauen wir uns der Führung Gottes an.

Welche Herausforderungen stehen für die kommenden Jahre im Raum?

Wir werden zahlenmäßig kleiner. Wir wollen nicht einfach durch Schließung von Klöstern auf diese Entwicklung reagieren. Wir suchen neue Leitungsstrukturen, die heute geeignet sind. Wir fragen uns, was wir als Kapuziner den Menschen geben können und sehen, wo wir mit anderen zusammenarbeiten können. Wir verkleinern uns an manchen Orten, schärfen das Profil, wir arbeiten intensiv an der Klärung, was wir in der akademischen Landschaft einbringen können.

Das Provinzkapitel wollte Druck herausnehmen und hat beschlossen, dass wir bis 2022 anstreben, 20 % unter Limit zu gehen. Wir werden nicht bequem, sondern setzen andere Akzente: Gespräch in Gemeinschaft, Fortbildung, Exerzitien, Fortführen unseres Auftrags.

Du bist nun schon seit fast 30 Jahren Kapuziner. Was hat sich in dieser Zeit am meisten verändert?

Mein Grundgefühl ist gleichgeblieben: ich bin gern Kapuziner. Auch wenn sich äußerlich viel gewandelt hat und weiter verändern wird. Wir sind als Kapuziner erkennbar.

Mir fällt auf, wie viele Niederlassungen wir verlassen haben. Gleichzeitig hat sich der Lebensstil der neuen Situation angepasst. Anders ist, dass wir seit der Vereinigung zur Deutschen Kapuzinerprovinz darauf Wert legen, dass möglichst alle Brüder bei Entscheidungen eingebunden sind. Vorher hatten wir Provinzkapitel mit gewählten Delegierten, seit 2010 haben wir ein offenes Kapitel, bei dem jeder teilnehmen soll / kann. Uns ist bewusst geworden, dass die Herausforderungen eine gemeinsame Antwort brauchen. Und wir spüren, dass wir einander mehr brauchen. Mich bewegt das zu größerer Dankbarkeit.

Was machst du in deinem Amt als Provinzialminister besonders gerne?

Ich mag die Vielfalt der Aufgaben, besonders die überraschenden, ungeplanten Begegnungen, die mich bereichern. Bei den Visitationen – Besuch der Brüder – höre ich den älteren Brüdern gern zu, wenn sie von ihren Erfahrungen erzählen. Gern mag ich die wenigen seelsorglichen Aufgaben und den direkten Kontakt mit Menschen, die mich als Kapuziner und Seelsorger suchen.

...und was fällt dir am schwersten?

Situationen, in denen Worte nichts bewegen, mir nicht zugehört wird und Fakten gesetzt werden müssen, z. B. ein Führerschein abgenommen oder eine Veränderung eingefordert werden muss, die nicht angenommen wurde. .

Es ist immer wieder von der Krise der Religion in der modernen Gesellschaft die Rede. Siehst du eine Krise – oder vielleicht auch Chancen?

Ich halte nichts davon, Krisen schön zu reden. Aber ebenso führt es ins Abseits, alles negativ zu werten. Ich sehe beides: Krise und Chance. Manchmal mag in meinen Aussagen etwas Zweckoptimismus mitschwingen. Denn ich will ja ermutigen und motivieren. Das tue ich durchaus mit Überzeugung: Wenn ich unseren Glauben recht verstehe, dann spricht er von Hoffnung und Zuversicht, auch in einer Zeit des Umbruchs und der Krise.

Ich sage manchmal, dass die Not ein Werkzeug des Heiligen Geistes ist. Weil der gewohnte Weg versperrt ist, suchen wir einen neuen. Wir finden Helfer und Unterstützer, die uns bereichern. Das ist für mich keine Notlösung, sondern ein durchaus heilsamer Weg.

Was bedeutet das für die Kirche und für die Kapuziner in Deutschland?

Ich sehe eine zunehmende Polarisierung in unserer Gesellschaft. Die Betonung des eigenen Standpunktes



wird schärfer, das Ringen um den gemeinsamen Weg schwieriger. Dabei bräuchten wir in dieser Situation Respekt und Offenheit füreinander.

Kirche und Kapuziner müssen sich ehrlich fragen, was je ihr Auftrag ist. Wir sind auf der Suche nach der Gestalt der Kirche in der Zukunft. Wir Kapuziner suchen die zeitgemäße Lebensform, die zum Ausdruck bringt: wir wollen schlicht und einfach das Evangelium leben und verkünden.

Das soziale Handeln der Kirche wird m. E. wichtiger werden. Weniger reden, mehr sichtbares und wirksames Handeln. Und nicht zuletzt: Wir werden noch mehr die grundlegenden Themen anbieten müssen: wer ist Jesus, wie geht Beten, was heißt Glauben?

Was wünschst du dir von deinen Mitbrüdern am meisten?

Dass wir über unseren Tellerrand hinausschauen und uns bei aller Vielfalt von Meinungen und Zielen wie Brüder verhalten.

Gibt es etwas, das du absolut nicht ausstehen kannst?

Jammern auf hohem Niveau. Und: sich unsensibel gegenüber bedürftigen Menschen verhalten.

Hast so etwas wie ein Motto für dein Leben?

Bleib ruhig, Du bist in Gottes Hand. **T**

FOTO: KIÊN HOÀNG LÊ

„Es ging viel zu schnell vorbei“

Ein Jahr in Peru

SEIT EINIGEN JAHREN IST ES VORGEGEHEN, DASS JEDER JUNIOR 8-12 MONATE IN EINEM ANDEREN KULTURBEREICH MITLEBT, UM DEN EIGENEN HORIZONT ZU ERWEITERN, UM DAS LEBEN FRANZISKANISCHER SCHWESTERN UND BRÜDER WELTWEIT ZU ERLEBEN, UM AUCH WELTKIRCHE UND WELTORDEN ZU ERFAHREN. BR. CHRISTIAN ALBERT IST FÜR EIN JAHR IN PERU GEWESEN.

VON BR. CHRISTIAN ALBERT

► Am 10. September 2015 startete das Flugzeug. Von München über Amsterdam nach Lima. Im Rahmen der Junioratsausbildung lebte ich für ein Jahr in Peru. Ich sollte in der „Ciudad de los Niños“ arbeiten, einem Kinderheim, das von den peruanischen Kapuzinern geleitet wird. Eine Voraussetzung, um dort sinnvoll zu arbeiten, ist natürlich die spanische Sprache zu beherrschen. Das konnte ich bis dahin noch nicht. Also kam ich nicht gleich an meinen Einsatzort in Lima, sondern zuerst nach Arequipa.

Spanisch lernen in Arequipa

Arequipa ist die Hauptstadt der gleichnamigen Region und liegt etwa 1.000 km südlich von Lima auf einer Höhe von rund 2.300 m. Die Stadt mit ungefähr einer Million Einwohnern stellt das politische, wirtschaftliche und kulturelle Zentrum des südlichen Perus dar. Das historische Stadtzentrum zählt zum UNESCO-Weltkulturerbe. Das Kloster ist das Ausbildungshaus für die Junioren der peruanischen Kapuzi-

nerprovinz. Es liegt in einem Wohnviertel südlich des Stadtzentrums. Mit 21 Brüdern lebten wir in der Klostersgemeinschaft zusammen. Der Tag im Kloster begann, wie übrigens in fast jedem Kapuzinerkloster in Peru, um fünf Uhr – nein, nicht mit Beten, sondern mit Putzen – und endete abends um zehn. Der Tag war für uns Junioren gut strukturiert. Mit anderen Worten: Freizeit hatte nicht viel Platz. Während die elf peruanischen Junioren zum Studium gingen, hatte ich Zeit, um die Sprache zu lernen. Das war anfangs schon hart für mich, da mir das Spanischlernen nicht leicht gefallen ist. Sprache lernen zählt wohl nicht zu meinen großen Begabungen. Dass die Brüder mit mir gesprochen haben und ich auch nach einigen Wochen Unterricht nur wenig verstand, war einfach frustrierend. Doch irgendwann wurde es dann besser. Poco a poco. Beeindruckt hat mich die Pflanzenwelt. Schon der Klostersgarten war für mich als Koch spannend. Dadurch, dass es in Peru auch im Winter nicht kalt wird, gibt es das ganze Jahr über Salat und Gemüse. Alle

Sorten, die man bei uns auch kennt – und noch viel mehr. So wuchsen zum Beispiel Limettenbäume vorm Haus. Das ist echt super, die reifen Früchte direkt vom Baum in die Küche zu holen. Außerdem gab es Avocados und die Papayas im Garten. Äpfel gab es auch, aber das ist ja für uns deutsche nichts Spektakuläres.

Dass der Lateinamerikaner an sich völlig fußballverrückt ist, ist ja weithin bekannt. Ich habe allerdings gehofft, dass ich ums Fußballspielen herum kommen könnte. Diese Hoffnung war schnell gestorben. Bereits am zweiten Tag in Arequipa kaufte mir ein Bruder ein Paar Fußballschuhe.

Misiones

Als ich die Sprache einigermaßen beherrschte, nahmen mich die Brüder mit in die Mission. Die Kapuziner betreuen von Arequipa aus die Pfarrei Orcopampa in den Anden, in der Sierra de Arequipa. Die Pfarrei besteht aus vier Gemeinden an verschiedenen Orten die, wenn man sich das auf der Karte betrachtet, nicht

weit voneinander entfernt liegen. Allerdings muss man, mit Bus oder Auto, einen Höhenunterschied von bis zu 2.000 m überwinden, um von einer Kirche zur anderen zu kommen. Für die 70 km zwischen Orcopampa und Ayo zum Beispiel, sollte man mehr als zwei Stunden Fahrtzeit einplanen. Jedes Wochenende fahren zwei oder drei Brüder von Arequipa nach Orcopampa. In Peru fährt man solche Strecken mit dem Bus. Dieser schafft die 320 km in zehn Stunden (wenn's gut geht). Der höchste Punkt auf der Reise ist auf einer Passstraße bei ungefähr 5.000 m ü.N.N. Dass die Busfahrer auf der Fahrt einen Reifen wechseln müssen, ist fast normal.

Eine Woche lang war ich mit einem Mitbruder in der Andenregion unterwegs. Zuerst in Orcopampa, um dort mit den Menschen den Sonntagsgottesdienst zu feiern. Orcopampa ist eine Bergarbeiterstadt mit knapp 10.000 Einwohnern in 3.800 m Höhe. Nach einer kalten Nacht, in dieser Höhe wird es nachts schon ziemlich frisch und eine Heizung im Haus gibt es ►



Br. Christian in der Steinwüste im Valle de los Volcanes (Tal der Vulkane)

ALLE FOTOS: BR. CHRISTIAN ALBERT



Links: Bei den „Olympiadas“, einer Sportveranstaltung in der Ciudad de los Niños (wir waren Team „rot“)

Unten: Die Wohngruppe „San Francisco“, wo Br. Christian gearbeitet hat



Oben links: Impression der Landschaft nahe des Dorfes Ayo

Oben rechts: Hno. Ramiro und Br. Christian vor der Kathedrale am Plaza de Armas in Lima

selbstverständlich nicht, brachen wir nach Andagua auf. 40 km entfernt und 400 m tiefer kamen wir nach gut einer Stunde und fünfzehn Minuten Busfahrt an. Neben der pastoralen Arbeit in Andagua hatten wir Zeit für einen Spaziergang zu einem Aussichtspunkt im „Valle de los Volcanes“ (Tal der Vulkane). Die unwirtliche Landschaft aus dem dunklen Vulkangestein ist auf ihre Art atemberaubend.

Nach einer weiteren kühlen Nacht ging es dann mit dem Geländewagen nach Ayo. Die 30 km auf unbefestigter Straße schafft man nicht unter einer Stunde. Ayo, so sagten die Einwohner von Andagua, läge sehr tief in einem Tal, nämlich nur auf 1.900 m ü.N.N. - also wenn das nicht sehr tief ist. Vor der Reise beschrieb mir ein Mitbruder Ayo als einen grünen Ort umgeben von einer Mondlandschaft. Und so zeigte sich Ayo dann auch. Ein Dorf in der Wüste. Drumherum gibt es nur Felsen und Steine und Steine und Felsen. Ab und zu auch ein paar Kakteen.

Im Unterschied zu Orcopampa und Andagua war es in Ayo sehr warm; Temperaturen über 30°C. Das

Land ist fruchtbar. Aus den Bergen kommt Wasser, durch das Vulkangestein gefiltert und klar. Es gibt eine unglaubliche Vielfalt von Früchten. Von Kaktusfeigen über Äpfel, Trauben, Avocados, bis hin zu Bananen. In Ayo waren wir drei Tage, um mit den Dorfbewohnern das Fest San Sebastián zu feiern. Der Heilige ist der Patron der Dorfkirche. Im Haus des Mayordomos, des für das Fest Verantwortlichen, wurde eine Kuh geschlachtet und das traditionelle Getränk Chicha Morada aus violetter Mais gekocht. Am Abend war die große Prozession durch die Straßen des kleinen Dorfes. Dazu wurde die Figur des Heiligen von ihrem Platz aus der Kirche geholt und geschmückt. Traditionelle Tänze und Musik begleiteten die Prozession. Bei so einem Fest darf natürlich das leibliche Wohl nicht zu kurz kommen. Immer wieder wurden wir zum Essen eingeladen oder bekamen von den Dorfbewohnern Früchte geschenkt.

Ayo liegt schwer zugänglich in den Anden. Dorthin verirrt sich nur sehr selten, wenn überhaupt, ein Tourist. Natürlich besitzt dort jeder ein Smartphone. Aber

„Padre Illuminato träumte von einer Kinderstadt. Heute ist dieser Traum Wirklichkeit.“

seine ursprüngliche Struktur und Traditionen hat das Dorf behalten. Anfang Februar 2016 konnte ich dann von Arequipa nach Lima umziehen. Nach siebzehn Stunden Busfahrt kam ich an meinem eigentlichen Einsatzort, der Ciudad de los Niños an.

Ciudad de los Niños

Am 29. Oktober 1955 zog der italienische Kapuziner „Pater Illuminato“ mit 20 Straßenkindern an den Stadtrand von Lima. Zunächst lebten sie in einem Zelt,

dann entstanden nach und nach Gebäude. Padre Illuminato träumte von einer Kinderstadt. Heute ist dieser Traum Wirklichkeit. Mit den Jahren hat sich die „Ciudad de los Niños“ (wir würden wohl Kinderdorf sagen) zu einer modernen Einrichtung entwickelt. Die meisten der Kinder sind heute keine wirklichen Waisen mehr, sondern, vergleichbar mit der Situation in Deutschland, Sozialwaisen. Ein Team von Sozialarbeitern und Psychologen betreut nicht nur die rund 200 Jungen, die in acht Wohngruppen leben, sondern auch deren Familien. Ziel ist es, die Eltern zu unterstützen, ein normales Familienleben mit ihren Kindern führen zu können. Zur Ciudad de los Niños gehört auch eine Schule mit rund 900 Schülern. Im peruanischen Schulsystem gibt es drei Stufen: „Inicio“ (Vorschule), „Primaria“, mit den Klassen eins bis vier und „Secundaria“, Klasse fünf bis neun. In den Wohngruppen der Ciudad leben die Jungen unterteilt nach Jahrgang in der Schule.

Und was hab ich jetzt da gemacht? Zusammen mit zwei anderen Tutoren arbeitete ich in der Wohngruppe San Francisco. Die 22 Jungs sind in der siebten



1. Beim Rupfen der Hühner; 2. Mit den peruanischen Brüdern beim Treffen der Postnovizen der CAA in Coca, Ecuador; 3. Mit Tänzern beim Fest San Sebastián in Ayo; 3. Hno. Sergio mit Kindern der Wohngruppe „San Francisco“; 5. Die Ruinenstadt Machu Picchu

Klasse (3a Secundaria), also zwischen 13 und 15 Jahren alt. Ein schönes Alter... Also, es war nicht immer ganz einfach. Zudem galt die Gruppe, von denen die meisten schon seit einigen Jahren zusammenleben, unter den Erziehern als besonders schwierig. Jeder bringt seine Geschichte mit und hat seine Probleme. Ich kann sagen, jeder für sich ist ein Unikum und „bueno“ (ich weiß nicht, wie ich es auf Deutsch am Besten ausdrücken soll). Arbeiten mit den Kindern in kleinen Gruppen war meist gut möglich, in der Ganzen Gruppe normalerweise anstrengend.

Mir hat die Arbeit viel Freude bereitet. Wie sah denn nun so ein normaler Tag in der Ciudad de los Niños aus: Wecken um fünf Uhr morgens. Kurzes Gebet, Betten machen, gefolgt von einer halben Stunde Hausputz. Wobei neben den Räumen des Pavillons auch die Straßen und Gehwege gekehrt wurden. Danach Zeit zur Körperpflege, und anschließend ging es, fertig für die Schule selbstverständlich in Schuluniform, zum Frühstück. Geschirrspülen und ab zum Unterricht. Um 13:30 Uhr kamen die Kinder aus der Schule zum Mittagessen. Danach war für die kleine-

ren Frei. Die älteren, also auch die Jungen aus meiner Wohngruppe, gingen zum Nachmittagsunterricht. Um 15:30 Uhr war dann Schulschluss. Am Nachmittag Freizeit für Sport oder Workshops, wenn nicht zu viele Hausaufgaben zu machen waren. Manchmal gab es auch Aufgaben auf dem Gelände der Ciudad, wie zum Beispiel Blumen Pflanzen, Kirche putzen oder

»
Jeder bringt seine
Geschichte mit und hat
seine Probleme.“

Hühner schlachten. Abends um sechs traf man sich für eine halbe Stunde in der Kirche zur „alabanza“, also zum Lobpreis. Auch wenn dieses deutsche Wort eher etwas langweilig klingt, ist es die alabanza ganz und gar nicht. Zu moderner christlicher Musik mit

Schlagzeug und E-Gitarre wurde getanzt. Nach der Kirche gab es Abendessen. Abends Zeit für die Hausaufgaben oder zum Fußballspielen.

Die Hühner

Zur Selbstversorgung werden in der Ciudad de los Niños Hühner gehalten. Ein Zuchtbetrieb schenkt regelmäßig viele, viele kleine gelbe süße Küken. Bis zu 1.200 Hennen unterschiedlichen Alters leben auf der Granja. Normalerweise haben wir an einem Nachmittag eine Charge von 600 bis 900 Tieren geschlachtet. Rupfen, ausnehmen und zerlegen war die Aufgabe der ältesten Jungs der Ciudad.

Reisen in Peru

Auch durfte ich noch mehr von Peru kennenlernen. Im April kam Bruder Bernd zu Besuch. Zusammen verbrachten wir ein paar Tage in Puno am Largo Titicaca. Die Stadt selbst ist nur wenig sehenswert. Dafür aber der auf 3.800 Metern ü.N.N. gelegene See mit Urus, den schwimmenden Inseln und der Insel Taquile, die wir besucht haben.

Dann durfte ich noch die alte Incahauptstadt Cusco besuchen. Ein paar Tage Urlaub zusammen mit Bruder Raimiro. Viele archäologische Stätten aus der Incazeit und Touristenfallen. Höhepunkt der Reise war natürlich Machu Picchu. Um früh am Morgen auf den Berg zu kommen, haben wir in Aguas Calientes (unterhalb der Incastadt) übernachtet. Es hat sich gelohnt. Denn direkt nach unserer Ankunft auf Machu Picchu war die einzige regenfreie halbe Stunde an diesem Tag. Es lebe der Regenponcho! Um es positiv auszudrücken: das Wetter erzeugte eine mystische Stimmung. Auf jeden Fall war es sehr eindrücklich – trotz Regen.

Außerdem war ich für eine Woche in Bolivien, um die Kapuzinerkonvente in der Region Santa Cruz zu besuchen. Die drei Klöster gehören ebenfalls zur peruanischen Kapuzinerprovinz. Und, quasi zum Abschluss meines Auslandsjahres, reiste ich nach Ecuador. Zu dem internationalen Treffen junger lateinamerikanischer Kapuziner hatten mich die Brüder kurzerhand eingeladen.

Im August endete dann, viel zu schnell, mein Auslandsjahr. **T**

Seelsorge in klimatischer Veränderung

SEELSORGE HEUTE, GERADE AUCH IN EINER GROSSSTADT-PFARREI, STEHT VOR VIELEN HERAUSFORDERUNGEN. VIELES IST NICHT MEHR SELBSTVERSTÄNDLICH. DIE BIOGRAPHIEN VIELER MENSCHEN SIND NICHT MEHR LINEAR. MENSCHEN SIND MOBIL UND FLEXIBEL. DAS SEELSORGETEAM IN DER ISARVORSTADT IN MÜNCHEN VERSUCHT, GEMEINSAM MIT DEN MENSCHEN ALTE UND NEUE PFADE ZU FINDEN UND ZU GEHEN.

VON BR. STEFAN WALSER UND P. STEFAN MARIA HUPPERTZ

» Heute in einer modernen Großstadt wie München als Kapuziner und Seelsorger zu arbeiten ist spannend, aber nicht leicht. Glaube, Bindung an die Gemeinde, christliche Werte scheinen zu erkalten. Man kann sich darüber ärgern, daran müde werden oder es schön reden. Wie bewegen wir uns als franziskanische Ordensmänner in einer scheinbar glaubenskalten Zeit? Und warum bleiben wir, anstatt uns eine leichtere Aufgabe zu suchen?

Der heilige Franziskus hat den Brüdern, die über die Alpen ins kalte Deutschland aufgebrochen sind, den Tipp mitgegeben, sie sollen sich wärmer anziehen. In der bis heute gültigen Ordensregel steht der weise Satz, sich "je nach Ort und Zeit und kalten Gegenden" angemessen zu kleiden und zu verhalten. Anstatt uns die Köpfe heiß zu reden und am Ende trotzdem kalte Füße zu bekommen, wollen wir einen kühlen Kopf bewahren und den Ratschlag des Ordensvaters berücksichtigen.

Was heißt es, sich auf "Ort, Zeit und kalter Gegend" einzustellen? Es heißt zunächst, dass wir die Menschen, die in unserer Gegend wohnen, nicht ändern können. Sich einen Menschen anders zu wünschen, als er oder sie eben ist, das ist keine gute Basis für eine Begegnung und schon gar kein Konzept für die Seelsorge.

Unsere erste Aufgabe ist ganz banal: Zu verstehen, welche Menschen in unserm Stadtviertel leben, und welche Orte und Zeiten ihr Leben strukturieren. Das geht am besten, wenn man sie besucht. Wann immer es angemessen ist, versuchen wir, ein Taufgespräch oder Eheformular am heimischen Küchentisch, und nicht im Pfarrbüro, zu machen. Auch nichts Neues: Hausbesuche machen Kapuziner seit gut 400 Jahren. So erfährt man, was der Mietpreisspiegel in München macht, wie sich eine 60h Woche bei BMW auf die Partnerschaft auswirkt, welcher Bio-Markt neu aufgemacht hat und wie das Sonntagsprogramm einer vier-



Br. Stefan und Br. Stefan Maria ist es wichtig, den Menschen aufmerksam zu begegnen und ihre Pastoral auch von ihnen her verändern zu lassen

köpfigen Familie aussieht. Und nicht nur letzteres ist für uns relevant.

Sich für das Leben anderer Menschen zu interessieren, ist eine der wichtigsten Aufgaben als Seelsorger. Menschen ändern zu wollen, ist ein zweifelhaftes und aussichtsloses Ziel. Sie in Veränderungsprozessen zu begleiten, ihnen zu helfen, Entscheidungen zu treffen, ist unser Dienst. Und unsere Überzeugung, dass nicht wir selbst, aber das Evangelium und der Glaube an Jesus Christus lebensdienlich und manchmal sogar lebensverändernd sind. Hörfähigkeit und Gesprächsbereitschaft sind unser Job. Wir werben beinahe offensiv damit, dass man uns ansprechen kann und darf. Fast immer haben die Menschen das Gefühl, dass sie ein "spezieller Fall" sind, dass ihre Biographie nicht so ganz einer kirchlichen Laufbahn entspricht. Und fast immer haben sie recht. Viele junge Eltern kommen nicht mit der Bitte um die Taufe, sondern erst einmal mit der Frage, ob die

Taufe überhaupt das richtige ist, ob sie möglich ist... Und nicht nur einmal gab es mit der Taufe eines Kindes nach vielen Jahren wieder einen näheren Kontakt zur Kirche, und konsequenterweise dann einen Wiedereintritt. Schön, wenn Menschen wieder "andocken".

Ein repräsentativer Teil der Menschen in unserem Viertel hat einen erfolgreichen Berufsstart hingelegt und befindet sich gerade in der Phase der Familiengründung. Nach vielen Jahren irgendwo zwischen Hamburg, Frankfurt und London ist Mitte 30 der Wunsch da, wieder anzukommen und Wurzeln zu schlagen. Mit dem ersten Kind erinnern sich viele an die eigene Kindheit und auch an die Kirche, die damals eine prägende und durchaus positive Rolle gespielt hat. Doch sieht eine Generation später Kirchenbindung anders aus. Was junge Menschen von Gemeinde erwarten, ist keine Vereinsmeierei. Wir versuchen daher Menschen einzuladen, aber nicht zu ▶

FOTO: STEFAN SESSLER

vereinnahmen. Bewährt haben sich kleine Stehempfangen nach besonderen Gottesdiensten. Man kann noch 10 Minuten stehen bleiben, ins Gespräch kommen, ein Glas Wasser oder Wein trinken...

Was Menschen suchen, ist keine Gemeinde, die um sich selber kreist, sondern eine lebendige Liturgie mit qualitativvoller Musik und einer verständlichen Predigt. Aber auch hier: Ort, Zeit und kalte Gegend... Die "Messe für Ausgeschlafene" einmal im Monat ist ein Beispiel: Wir haben den Ort von der großen Pfarrkirche in die runde, gemeinschaftsstiftende Kapelle verlegt und eine ungewöhnliche Gottesdienstzeit ausprobiert, 12 Uhr am Mittag. Es kommen keine Schaaren, aber es kommen andere Menschen, unbekannte und jüngere Gesichter.

Wir haben Orte: einen Raum, so groß wie ein Oktoberfestzelt, in dem man aber nicht reservieren muss, sondern der schon reserviert ist: für Stille, zum Nachdenken, für Gebet. Gerade die Stille ist in der Großstadt ein seltenes, ein gefragtes und zugleich gefürchtetes Gut. Hier hat sich als "Ort und Zeit" der spätere Freitagabend als passend erwiesen. Auch wenn liturgisch gesehen die Woche mit dem Sonntag beginnt, ist für die arbeitende Bevölkerung der Freitagabend der gefühlte Einschnitt zwischen Arbeit und Freizeit. Um

die Woche, den Stress, die Gedanken und alles andere loszulassen und sich im heiligen Raum zu sammeln, machen wir ein ungewöhnliches Angebot: 45 Minuten schweigen.

In gewisser Weise ist die Welt hier tatsächlich etwas kühl, etwas sehr technisch und schnell geworden. Wenn sich ein junges Akademikerpaar aus der IT-Branche zur Hochzeit das Gleichnis vom Senfkorn wünscht - und sich darin tatsächlich wiederfindet, dann hat das Evangelium vielleicht doch mehr zu sagen, als wir ihm manchmal zutrauen. Franziskanische Seelsorge heißt für uns: Kein Pessimismus, keine Misantrophie und kein Abgesang auf die moderne Gesellschaft. Aber auch kein versteckter Minderwertigkeitskomplex angesichts unserer Aufgabe und Lebensform. Was wir anzubieten haben und wofür wir stehen, ist gefragt: Ernsthaftigkeit und Entschleunigung, die Möglichkeit, das Leben in einen größeren Horizont zu stellen, und die Fähigkeit auch mit dem Schwierigen und Misslungenen umzugehen. Nichts von dem, was sich auch durch Sakramente besonders dicht ausdrückt, wäre unsinnig oder überholt. Der Inhalt stimmt. Über die Form muss man je nach Ort, Zeit und Temperatur neu nachdenken. Und das macht sogar noch Spaß. **T**

Der hl. Franziskus, durchkreuzt, steht im Innenhof des Klosters



FOTO: KIÊN HOÀNG LÊ

Kapuziner und Klarissen- Kapuzinerinnen verlassen Rosenheim

Eine Ära geht zu Ende

DIE SCHLISSUNG EINES KLOSTERS IST IMMER EIN SCHMERZLICHER PROZESS. DAS GILT AUCH FÜR DAS KAPUZINERKLOSTER ROSENHEIM, DAS DIE DEUTSCHE KAPUZINERPROVINZ IM JAHR 2017 VERLASSEN WIRD.



VON BR. MARINUS PARZINGER

» Die ersten Kapuziner kamen bereits im Jahr 1606 nach Rosenheim. Sie wurden tatkräftig unterstützt. Herzog Maximilian I hatte am 7. Mai 1606 den Grundstein für das Kloster gelegt. Das Kloster wurde dem Patronat der Hl. Elisabeth, der Patronin der Nächstenliebe gewidmet. In den Pestjahren von 1634, 1668 und 1704 erwarben sich die Kapuziner durch ihren Einsatz für Krankenpflege, Gesundheitswesen und in der Ar-

menspeisung das Wohlwollen der Bevölkerung. In der Säkularisation (1803) mussten die Brüder Rosenheim verlassen. Sie wurden in Sammelklöster konzentriert, u.a. in Altötting. König Ludwig I. lockerte die Zwangsmaßnahmen ab 1826 und so konnte der Kapuzinerorden die Krise überwinden. Der Stadtmagistrat setzte sich dafür ein, dass Kapuziner wieder nach Rosenheim kommen können. Sie beschlossen, die St. Sebas-



Oben links: Innenhof des Klosters, Kreuzgang

Oben rechts: Der Chor in der Klosterkirche wurde von Erich Horn-dasch bemalt. Hier, der Altar und das Bild von Christus in der Mandorla.

Unten: Eine Schwester arbeitet im Klostersgarten, hinten ist das Kapuzinerkloster zu sehen



tianskirche auf dem Feld des äußeren Marktes, wo alljährlich das bayernweit bekannte Herbstfest stattfindet, den Kapuzinern zu überlassen. Im Oktober 1856 bezogen die ersten Brüder das neu errichtete Kloster. Die Stadt Rosenheim wuchs, mit ihr wuchs auch die Zahl der Gläubigen, sodass die Klosterkirche nach 34 Jahren auf die heutige Größe erweitert wurde.

In den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts kam es zu einem nachhaltigen Wandel, den der Provinzial der Bayerischen Provinz seinen Brüdern 1983 mitteilte. Das Kloster Rosenheim stand schon vor Jahren auf der Liste der möglichen aufzuhebenden Klöster. Die Brüder waren alt, das Gebäude musste renoviert werden, aber für drei bis vier Kapuziner wäre das zu kostspielig gewesen. In Absprache mit dem Erzbischof von München und Freising hat man sich damals entschlossen, den größeren Teil des Klosters den Klarissen-Kapuzinerinnen anzubieten. Diese waren vor mehr als 50 Jahren nach Südafrika gegangen und hat-

ten dort ein Kloster gegründet. Das wurde schließlich den einheimischen Schwestern übergeben. Die Schwestern wollten in die Heimat zurückkehren und suchten einen Lebensort. So wurde das Kapuzinerkloster Rosenheim generalsaniert und als Doppelkloster für Klarissen-Kapuzinerinnen und Kapuziner neu gebaut. Das Charisma der klausuriierten Schwestern war Sammlung, Stille und Anbetung. Die Klosterkirche wurde zur Anbetungskirche.

Das Kloster war aber auch Anlaufpunkt für die „Franziskanische Gemeinschaft“. Die Klosterkirche war für das Umland ein beliebter Kirchort - nicht zuletzt deswegen, weil man dort gut parken konnte und den Kirchgang gern mit dem Besuch am Friedhof verband.

Zuletzt lebten im Kloster drei Klarissen-Kapuzinerinnen und drei Kapuziner. Ein Teil des Gebäudes war ungenutzt. Die Leitung der Deutschen Kapuzinerprovinz suchte nach einer Perspektive für die nächsten Jahre. Diese Bemühungen scheiterten an der Realität. So verlassen die Kapuziner nun einen weiteren denkwürdigen Ort.

Bücher zum Thema Alter oder Lebensglück sprechen vom Loslassen. Wo die Kräfte schwinden, gilt es, sie zu bündeln - sich nicht zu verzetteln und konzentriert neue Aufgaben anzugehen. Nach dem Weggang der Ordensleute gilt es, Ideen zu entwickeln, wie das Klostergebäude und die Kirche weiter genutzt werden können.



Klosteransicht mit Schnee

Interview mit Br. Marinus Parzinger

Wie empfinden die Brüder und Schwestern den Weggang, bzw. wie ist generell die Stimmung bezüglich der Auflösung?

Bruder Marinus: Die letzten Jahrzehnte waren von Reduzierung geprägt, d.h. dass viele Ordensleute aus eigener Erfahrung sprechen können. Eine Auflösung bedeutet, etwas Vertrautes gegen Unbekanntes einzutauschen. Da schwingt Trauer mit, es geht um Abschied. Die Frage, was einen erwartet, wird gestellt. Im Blick auf den neuen Ort gilt es, Kräfte zu bündeln, sich auf die neue Aufgabe auszurichten. Es wird auch diskutiert, ob es nicht eine andere Möglichkeit neben der Auflösung gegeben hätte. Es werden Argumente ausgetauscht, praktische Lösungen gesucht. Und schließlich geht es um einen konkreten Umzug, der zu bewältigen ist. Da gibt es reichlich zu tun, so dass man nicht nur den Gedanken nachhängt.

Was werden die Brüder und Schwestern von Rosenheim mitnehmen, in materieller und immaterieller Hinsicht?

Bruder Marinus: Die Schwestern wie Brüder waren über viele Jahre in Rosenheim. Da wachsen natürlich Kontakte, man lernt sich kennen. Das prägt und hinterlässt Spuren. Wenn Schwestern und Brüder gehen, nehmen sie die Erinnerung an Begegnungen mit, sie sind dankbar für die Hilfsbereitschaft der Menschen, die sie erleben durften. Damit es gut weitergehen kann, ist der Abschied wichtig. Bewusst loslassen, danken und auf Gott vertrauen, der unsere Wege mitgeht. Ich bin überzeugt, dass uns hier der offizielle

Abschied mit Dankgottesdienst helfen wird. Die Schwestern werden sich am 26. Dezember 2016 verabschieden, die Kapuziner am 22. Januar 2017, jeweils im Gottesdienst um 10.15 Uhr. Neben persönlichen Dingen wird wohl das eine oder andere Bild aus dem Kloster an den neuen Ort mitgenommen. Kapuziner sind – mehr oder weniger – die Versetzung gewohnt. Möbel sind im Kloster vorhanden. So muss nicht der ganze Hausrat umgezogen werden.

Haben die Brüder und Schwestern Kontakte in Rosenheim und wollen sie diese weiter aufrechterhalten? Ist vielleicht sogar beabsichtigt, Rosenheim wieder Besuche abzustatten?

Bruder Marinus: Das müssten Sie die Schwestern und Brüder selber fragen. Meine Erfahrung ist, dass Kontakt über größere Entfernungen hinweg nur mit wenigen Menschen dauerhaft gelingt. Man kann telefonieren, mailen usw. Die Erfahrungen und die Erinnerung bleiben.

Was wird mit dem Kloster geschehen?

Bruder Marinus: An einer Lösung wird gearbeitet. Wie bekommt man neues Leben in alte Mauern? Wie wird ein geistlich geprägter Ort weitergeführt, wenn Berufungen rar sind? – Das sind entscheidende Fragen. Darüber wird nachgedacht. Darauf eine Antwort zu geben, ist primär in der Hand der Diözese, die Besitzer des Areals ist. Die Lösung wird berücksichtigen was gebraucht wird. Sie hat ihre Begrenzung in dem, was möglich ist. **T**

Licht des Lebens



*Licht vom Licht
Licht, das Leben spendet
Licht, das die Nacht erleuchtet
Hier das sich reflektierende Licht
der gleißenden Sonne
in Tausenden von Glasscheiben
Dort das Kerzenlicht
Zaghaft die Züge der Jungfrau von Guadalupe
beleuchtend
Hier das kräftige Rot des Sonnenuntergangs
Romantisch und unwirklich im Wasser des Pazifiks
untergehend*

*Licht vom Licht
Licht, das Leben spendet
Licht des Lebens
Wo bist Du in dieser Welt
In den Herzen der Menschen
In einem architektonischen Wunder der Postmoderne
In der stickigen und dunklen Kapelle vom roten
Wachs erleuchtet
Auf dem Meer sich widerspiegelnd im Licht der
untergehenden Sonne*

*Oder ganz woanders
Oder gar nicht*

*Licht des Lebens
Was bist Du
Jedem das Seine
Geradeso wie ich es fühle
Wie es passt
Wie es interpretiert wird
Wie es schön wäre
Was wäre wenn*

*Licht des Lebens
Und wenn es dich nur immer ganz individuell gibt
Weil es dich gar nicht für alle gibt
Weil es dich gar nicht gibt
Weil du nur pures Wunschdenken bist*

*Lichtwelten entfernt
Lichtgeschwindigkeiten unüberwindbar
Licht des Lebens
Licht in der Finsternis
Licht das untergeht
Das mit einem Male nicht mehr da
Und die Nacht breitet sich aus
Die dunkle bedrohliche
Die Milch der Schwärze*

FOTO: THOMAS DIENBERG

Br. Thomas Dienberg



Es geht mehr, als wir denken - ich wünsche mir mehr Demut!“

SEIT DEM LETZTEN ORDENSKAPITEL IST KLAR: DIE PHILOSOPHISCH-THEOLOGISCHE HOCHSCHULE (PTH) DER KAPUZINER IN MÜNSTER KÖNNTE BALD NACH BERLIN UMZIEHEN. NEUE STUDIERENDE WÜRDEN SICH DANN ABER WOHL AN EINER HOCHSCHULE MIT ANDEREM NAMEN EINSCHREIBEN. DENN NACH EINER MEHR ALS 400JÄHRIGEN LEHRTRADITION IN MÜNSTER KÖNNTEN IN DEN NÄCHSTEN MONATEN ENTSCHEIDENDE WEICHEN FÜR EINE GRÖßERE VISION GESTELLT WERDEN: EINE HOCHSCHULE VERSCHIEDENSTER ORDEN UNTER EINEM DACH. EIN VERSUCH MIT UNGEWISSEM AUSGANG. ABER EIN UMDENKEN IN DEN AKADEMISCHEN AKTIVITÄTEN DER ORDEN IST DRINGEND NÖTIG - UND ZWAR WEIT ÜBER DIE KAPUZINER HINAUS, SAGT PROF. P. DR. THEOL. LUDGER ÄGIDIUS SCHULTE OFMCAP, DER REKTOR DER PTH.

» Pater Ludger, vor einem Jahr sprachen wir schon einmal über die PTH und ihre Perspektiven. Sie berichteten vom „großen Wandlungsdruck“. Jetzt manifestiert sich diese Wandlung in einer möglichen Hochschule verschiedenster Orden. Warum?

Weil es die Alternative ist, die allen Beteiligten, die sich mit der Zukunft der PTH beschäftigen, als die Beste erscheint. Um darauf zu kommen, mussten wir verschiedene Szenarien miteinander vergleichen: Bleiben wir in Münster? Gehen wir nach Frankfurt und docken uns dort an die PTH Sankt Georgen der Jesuiten an? Oder machen wir etwas ganz anderes, das weit über die PTH Münster hinausgeht, und versuchen, eine Hochschule verschiedenster Orden in Berlin zu gründen? Am Ende haben wir uns für Berlin entschieden, diese Idee auf dem Ordenskapitel vorgestellt und sie hat eine große Mehrheit bei den Mitbrüdern gefunden. Ein mutiger Schritt.

Warum gerade Berlin?

Weil Berlin für so eine Vision ideal ist. Nehmen wir ne-

ben den großen Suchbewegungen und experimentellen Szenen in Berlin nur einen Blick in die Ordenslandschaft dieser Stadt. Hier sind, unter anderen, die Franziskaner, die Dominikaner, Salesianer, die Pallottiner und viele andere bereits international besetzte Frauen- und Männergemeinschaften schon lange vertreten. Berlin ist eine Stadt, in der die katholische Kirche wächst, vor allem auch die internationale katholische Kirche. Eine katholische theologische Hochschule bzw. Fakultät gibt es aber nicht. Hier möchten wir nun das auf die akademische Ebene heben, was auf der pastoralen Ebene durch die Orden schon längst geschieht.

Verschiedene Orden für so ein großes Projekt zusammenzuführen, ist ein Erstversuch ...

Ja und Nein. Es hat schon öfter den Gedanken gegeben, die Ordenshochschulen zu bündeln. Mehr als Erwägungen und Apelle waren es oft nicht, nie so konsequent und strukturiert wie jetzt. Neu ist die Professionalität des Prozesses, unter anderem durch externe Begleitung. Neu ist der Standort Berlin. Neu ist eine angedachte Internationalität. Neu ist ein möglicher Neuanfang für alle



Beteiligten durch eine Neugründung. Insofern ist es ein Erstversuch und einer, ganz klar, mit ungewissem Ausgang. Wir müssen in den nächsten Wochen und Monaten auch nun vorrangig herausfinden, wer sich überhaupt dazu findet und bereit sein wird, kritisch wie konstruktiv an so einer Vision mitzuwirken. Es scheinen nach einem ersten Rücklauf, nicht Wenige zu sein. Wie verlässlich diese sind, wird sich zeigen müssen. Die Notwendigkeit ist allemal gegeben. Wir wissen alle, dass sich die meisten bisherigen akademischen Einrichtungen der Orden einfach nicht nachhaltig halten können. Es gibt schlichtweg nicht genug Studierende und auch nicht genug Professoren unter den Ordensleuten. Von der Refinanzierung ganz zu schweigen.

Verderben viele Köche denn nicht bekanntermaßen den Brei?

Ganz im Gegenteil. Ich sehe die Chance, dass sich die verschiedenen Orden mit ihren verschiedenen Kernthemen in dieser neuen Hochschule einbringen können. Das wäre bei uns natürlich die Theologie der Spiritualität, bei anderen ihre Bemühungen um ein reflektiertes diakonisches, sozialetisches oder missionarisches Handeln. Wir, wie auch die anderen Orden, könnten eigene Institute andocken und Theologie aus der jeweils eigenen Sicht betreiben, aber natürlich auch Synergien nutzen. Und das zentral unter einem Dach. Mir ist ganz wichtig: Bevor wir anfangen, gemeinsam ins Grab zu schauen, sollten wir diesen Weg zumindest besprechen. Aber bitte mit Um- und Weitsicht. Es gibt da auch gewisse „Ordens-Egoismen“, wenn Orden immer nur der eigenen Sache dienen wollen. Ich sage gar nicht, dass die bei mir nicht auch mal vorkommen. Aber diese Egoismen müssen wir alle zusammen überwinden. Dazu wünsche ich mir mehr Demut.

Und wenn die nicht vorhanden ist?

Dann wird der kulturelle Wasserspiegel der Orden in Deutschland deutlich absinken. Wenn es nirgendwo mehr Orte gibt, an denen Ordenschristen in ihrer brei-

ten Vielfalt konzentriert akademisch arbeiten, schädigen wir das Ordensleben insgesamt. Dann finden wir uns im Pragmatismus wieder und machen nichts anderes mehr, als pastorale To-do-Listen abzuarbeiten. Wir musealisieren uns sozusagen selbst. Und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass dann demnächst „andere Wissenschaftler“ über uns sprechen werden wie über eine aussterbende Orchideenart.

Das klingt drastisch ...

Und das ist es auch. Und eben weil diese drastischen Konsequenzen drohen, müssen wir lernen: Es ist mehr möglich, als wir denken! Es gibt Möglichkeiten des Zusammenwirkens verschiedenster Orden. Dafür aber brauchen wir unbedingt ein neues Denken. Nicht eines, das nur darauf aus ist, das Alte zu umklammern. Wir dürfen nicht mit aller Kraft den Besitzstand wahren! Wir müssen vielmehr diese Kraft dazu einsetzen, den Besitzstand zu mehren! Daher nochmal: Es ist mehr möglich, als wir denken – mit Gott allemal!

Nun haben Sie auf dem Ordenskapitel auch beschlossen, den Standort der PTH vor Ort in Münster zu stärken. Wie passt das mit Berlin zusammen?

Auf dem Ordenskapitel haben wir sozusagen einen Doppelbeschluss gefasst. Denn auch, wenn wir eine Hochschule der Orden in den nächsten Monaten prüfen werden und Gespräche suchen, müssen wir natürlich unseren Standort hier profilieren und stabilisieren. Dann gilt aber auch: Klappt Berlin, nehmen wir unser hier gewonnenes Profil dorthin mit. Auf der anderen Seite ist die fortlaufende Stärkung der Theologie der Spiritualität natürlich auch wichtig, da wir uns durch Fortbildungen in diesem Bereich refinanzieren. Die Neugründung des Kompetenzzentrums für Christliche Spiritualität IUNCTUS an der PTH Münster mit klarer Rück- und Einbindung in die Hochschule verfolgt genau dieses Ziel.

Was wünschen Sie sich für die nahe Zukunft?

Dass wir ordensübergreifend zusammenarbeiten. Und dass alle Beteiligten konstruktiv und kritisch an dieser Vision einer großen Hochschule der Orden mitwirken. Ich erwarte gar nicht, dass ein jeder „Hurra!“ rufen wird. Aber wir müssen darauf aufpassen, nicht zu rückwärtsgewandt zu agieren – oder rein resignativ. Das alles in dem Wissen, dass wir uns, so unterschiedlich die Orden auch sein mögen, in den Dienst von etwas Größerem stellen, der Hoffnung des Evangelium, das heißt einem evangelisierenden Leben, Handeln und Denken für Berlin, Deutschland und für die Weltkirche.

Das Interview führte Kai Weckenbrock, Journalist und Radiomoderator

IUNCTUS – Kompetenzzentrum für Christliche Spiritualität

Auf die
Verbindung
 von Spiritualität,
 Theologie und praktischem
 Leben kommt es an



SEIT ANFANG APRIL 2016 GIBT ES IN MÜNSTER AN DER PTH EIN NEUES INSTITUT MIT DEM NAMEN IUNCTUS. ES HAT SICH NACH SO MANCHEN ÜBERLEGUNGEN UND DISKUSSIONEN HERAUSGESTELLT, DASS WIR DAS EINZIGARTIGE UND DIE KERNKOMPETENZ DER PHILOSOPHISCH-THEOLOGISCHEN HOCHSCHULE MÜNSTER (PTH), DIE THEOLOGIE DER SPIRITUALITÄT, NOCH MEHR IN DAS ZENTRUM UNSERES HANDELNS RÜCKEN WOLLEN UND MÜSSEN.

VON BR. THOMAS DIENBERG

► Spiritualität ist heute in aller Munde. Viele Menschen suchen nach einer oder ihrer Spiritualität, nach Formen, diese zu leben und auch in ihren Alltag zu integrieren. Spiritualität umgreift das ganze Leben und begleitet den Menschen in allem, was er tut. Sie ist nicht nur etwas für das Wochenende oder für eine schöne Stunde der Meditation in einer Kirche oder in der Natur. Vielmehr betrifft eine gelebte Spiritualität das ganze Leben in all seinen Formen. Insofern befasst sich auch IUNCTUS nicht nur mit den klassischen Feldern von Mystik und Askese, von religiösen und spirituellen Formen. In dem neuen Kompetenzzentrum sollen wichtige Lebensfelder des heutigen Menschen mit Spiritualität und einer Theologie der Spiritualität in Verbindung gebracht werden. So gibt es sechs sogenannte Fachbereiche: Ökologie und Spiritualität, Gesundheit und Spiritualität, Business/Leadership und Spiritualität, Zeitdiagnostik und Spiritualität (z. B. mit den Herausforderungen der Säkularisierung, der

Fragen nach Gemeinschaft/Individualisierung etc.), das klassische Feld der Geschichte und Theologie der Spiritualität, die Franziskanische Spiritualität (gerade auch in ihrer Herausforderung für die Moderne). Schließlich wird auch die Kompetenz der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen genutzt und Coaching und Beratung einzelner und von Gruppen (wie auch Kapitel und Ordensversammlungen) angeboten.

IUNCTUS ist u. a. ein Zusammenschluss aus den bisherigen zwei Instituten der PTH: dem Institut für Spiritualität und dem Institut für Kirche, Management und Spiritualität, die es beide so nicht mehr gibt. Diese fließen in die genannten Fachbereiche mit ein.

Ausgangspunkt der einzelnen Fachbereiche ist die Forschung. Daraus werden Angebote für Gruppen entwickelt, Workshops für Interessierte und Ausbildungsgänge für Motivierte angeboten. Vortragstätigkeiten, Teilnahme an Symposien, Angebote von Gesprächs-abenden, Lektüreseminaren und verschiedensten Fo-

ren der Auseinandersetzung mit den Fragen der (Theologie der) Spiritualität werden dabei berücksichtigt.

Getragen wird IUNCTUS von der PTH mit ihren Professoren und Lehrkräften, die auf unterschiedliche Art aus ihrer jeweiligen Fachperspektive die Arbeit in den Fachbereichen mittragen. Externe MitarbeiterInnen und Honorarkräfte ergänzen das Personal von IUNCTUS. Damit sollen sowohl die Lehre und Forschung der PTH als auch die Arbeit im Kompetenzzentrum auf intensive Art und Weise mit einander verbunden werden.

IUNCTUS bedeutet ‚verbunden sein‘.

So verstehen wir auch das Kompetenzzentrum: Es verbindet die Theologie der Spiritualität mit den anderen Disziplinen der Theologie und der Lehre an der PTH. Es verbindet die Forschung mit der Praxis, so dass eine angewandte Forschung im Mittelpunkt steht. Es verbindet des weiteren den modernen Menschen in seinen vielen verschiedenen Lebensfeldern mit der Spiritualität und der Theologie, die damit ihren Elfenbeinturm der Wissenschaft verlässt und für den Menschen fruchtbar gemacht werden soll.

Das Angebot von IUNCTUS richtet sich je nach Format an Interessierte, die aus den Kirchen, aus der Wirtschaft, aus sozialen Bewegungen und anderen

Feldern kommen. Es richtet sich an Theologen und andere wissenschaftliche Disziplinen. Es richtet sich auch an große kirchliche oder soziale Träger, so dass bereits konkrete Kooperationen mit verschiedenen Institutionen in Münster, u. a. im Bereich der Führungskräfteentwicklung, angedacht sind.

Neben bereits laufenden Initiativen und Angeboten in den einzelnen Fachbereichen werden alle Fachbereiche gemeinsam einer Fragestellung nachgehen und diesbezüglich ein Angebotsprogramm entwickeln. Die Fragestellung lautet: Wie geht und was heißt Christliche Identität in moderner Gesellschaft? Verschiedenen Anliegen und Fragen wird damit Rechnung getragen: Wie kann Christsein heute gelebt werden? Wie hat sich das Christentum in dem Markt der Möglichkeiten von Religion und Spiritualität zu positionieren? Wie kann das christliche Menschenbild in den Feldern von Gesundheit und Wirtschaft beachtet und auch integriert werden, wo Krankenhäuser einem zunehmenden wirtschaftlichen Druck ausgesetzt sind? Wie lassen sich (christliche) Spiritualität und Leadership/Management mit einander verbinden? Worin liegt die Kraft einer christlichen Schöpfungstheologie in Zeiten ökologischer Krise? – Viele weitere Fragen stellen sich, in der Praxis und in der Forschung. IUNCTUS versucht eben, beides mit einander zu verbinden. **T**

von links nach rechts:
Katharina Karl, Ste-
phan Winter, Mareike
Gerundt, P. Rudolf
Hein, Br. Ludger Ägi-
dius Schulte, Markus
Warode, Br. Thomas
Dienberg



IUNCTUS

Fachbereich Business & Leadership

DER FACHBEREICH BUSINESS & LEADERSHIP VERBINDET CHRISTLICHE SPIRITUALITÄT MIT MANAGEMENT- UND PERSONALFÜHRUNGSKONZEPTEN IN FORSCHUNG UND LEHRE. DARAUF AUFBAUEND WERDEN ANSÄTZE UND MASSNAHMEN FÜR DIE PRAKTISCHE PERSONAL- UND ORGANISATIONSENTWICKLUNG ERARBEITET.

VON MARKUS WARODE

» Wie kann christliche Spiritualität als Ressource und Kompetenzbaustein ein erfolgreicher Faktor für persönliche und organisationale Leistungsfähigkeit sein? Diesem Anspruch widmet sich der Fachbereich in Beratung, Coaching, Workshops und Key-Note-Speaking-Angeboten.

Damit tritt der Fachbereich in die Fußstapfen des zum 31.03.2016 geschlossenen Instituts für Kirche, Management und Spiritualität. Im Fachbereich „Business & Leadership“ werden zunächst neben IUNCTUS-Direktor Thomas Dienberg, Markus Warode (Leitung) und Mareike Gerundt (Wiss. Mitarbeiterin) tätig sein.

Aktivitäten:

Wissenschaft und Praxis verbunden!

Franziskanische Impulse für verantwortetes Handeln in Politik und Unternehmen

IUNCTUS richtet Landeskonferenz der Mittelstands- und Wirtschaftsvereinigung (MIT) NRW aus „Welche Impulse liefert die Franziskanische Ordens-tradition für verantwortetes Handeln in Politik und Un-

ternehmen?“ Zu diesem Thema hat der Fachbereich Business & Leadership des IUNCTUS – das Kompetenzzentrum für Christliche Spiritualität der PTH Münster – die Landeskonferenz der Mittelstands- und Wirtschaftsvereinigung (MIT) der CDU in Nordrhein-Westfalen ausgerichtet. Nachdem Rektor Ludger Schulte die ca. 30 Teilnehmer begrüßte und die PTH Münster vorstellte, referierte Pater Harald Weber zu den Potenzialen des Franziskanischen Lebensentwurfs für heutige Politiker, Unternehmer und Führungskräfte. Pater Harald fokussierte auf die Haltung des Heiligen Franziskus, die den ganzen Menschen in den Blick nimmt: „Was kann ich für mich aus dem radikalen Lebenswandel von Franz von Assisi lernen“ und „wo finde ich Barmherzigkeit in meinem Handeln“ waren Beispiele, die den Teilnehmern präsentiert und mit Ihnen diskutiert wurden. Als besonderes Element des Vortrags bekamen die Teilnehmer Zeit sowohl für sich als auch im Gruppenaustausch, über die Impulse aus der Franziskanischen Tradition zu reflektieren. „Die Möglichkeit zur gemeinsamen Reflexion über das Gehörte und für praktische Fragen an einen Ordensmann haben die Teilnehmer sehr positiv wahrgenommen“

oben: Intensive
Gespräche zeichneten die
Landeskonferenz aus



links: Br. Thomas Dienberg
erklärt dem Masterkurs die
Prinzipien der Franziskanischen
Spiritualität



resümierte der Fachbereichsleiter für Business & Leadership Markus Warode, einer der Initiatoren der Veranstaltung, zufrieden. Nach dem inhaltlichen Vortrag nahm eine große Zahl von Teilnehmern an der Vesper im Kloster teil. Danach nutzte die MIT den Klostersaal für eine steuerrechtliche Weiterbildung ihrer Funktionsträger und hielt abschließend ihre Landesvorstandssitzung ab.

Spiritualität, Ökologie und Management verbunden! IUNCTUS nimmt an SPES-Jahreskonferenz in Bodø teil

Das neu gegründete Kompetenzzentrum für christliche Spiritualität IUNCTUS hat im Mai 2016 an der Jahreskonferenz des internationalen wissenschaftlichen Forums SPES (Spirituality in Economics and Society) teilgenommen. Die Veranstaltung fand an der Business School in Bodø (Norwegen), statt. Integral Ecology, Earth Spirituality and Economics“ war der diesjährige thematische Schwerpunkt. Diese Konferenz war eine sehr gute Gelegenheit, den verbindenden Schwerpunkt von IUNCTUS einzubringen, fokussierte IUNCTUS-Direktor Pater Thomas Dienberg auf den eigenen Beitrag „Ecology and Franciscan Spirituality – Insights – Vision - Practise. Neben Pater Thomas waren Bruder Bernd Beermann (Spiritualität und Ökologie) und Markus Warode (Business & Leadership) Gast der Konferenz. Im Fokus des Beitrags stand das Projekt „Klostergarten“ im Kapuzinerkloster Münster. Dieses Projekt vereint die Grundlage franziskanischer Spiritualität mit heutigem Handeln in Gesellschaft und Wirtschaft, wobei der Umgang mit der Natur, der Schöpfung einen besonderen Schwerpunkt erfährt. Mit diesem Konzept ist es möglich, verantwortliche Personen in Unternehmen für einen verant-

worteten Umgang mit unseren natürlichen Ressourcen zu sensibilisieren, stellte das Forschungsteam die besondere Relevanz des Projektes für die Zukunft heraus. Ein erster wissenschaftlicher Beitrag der Wissenschaftler zu diesem Thema wird zeitnah in einem Herausgeberband der Konferenz erscheinen.

Franziskanische Spiritualität und Internationales Management verbunden!

IUNCTUS kooperiert mit der Hochschule Bochum Der Fachbereich „Business & Leadership“ hat für den Masterkurs „Internationales Management“ der Hochschule Bochum einen Workshop zum Thema „Franziskanische Spiritualität und Management“ durchgeführt. IUNCTUS-Direktor Pater Thomas Dienberg begrüßte die 20 Studierenden und Frau Prof. Martina Meyer-Schwickerath im Klostersaal des Kapuzinerklosters Münster. Was ist Spiritualität, und bin ich selbst spirituell, war die Grundlage, mit der Pater Thomas den Studierenden Führung und Management aus einer für Wirtschaftsstudenten eher ungewohnten Perspektive vorstellte. Neben Input und Reflexion zur Christlichen Spiritualität wurde die Franziskanische Spiritualität als ein praktisches Beispiel gelebter Spiritualität angeboten. Pater Thomas stellte dabei die Haltung des Franziskus in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. „Es ist schon beeindruckend, dass eine Person über ihr Charisma den Grundstein für einen Weltorden legte, der bis heute existiert“, stellte Pater Thomas den Zusammenhang zwischen guter Führung und Erfolg dar. Alle Beteiligten hoffen, dass das Format zu einer langfristigen Kooperation zwischen der Hochschule Bochum und IUNCTUS führen wird. Für das kommende Wintersemester ist ein weiterer Workshop geplant!



IUNCTUS

von links nach rechts:
Der WIN Vorstand
Andreas Schulte Werning,
Prof. Dr. Olaf Arlinghaus,
Br. Harald Weber,
Markus Warode

IUNCTUS mit der Wirtschaftsinitiative Münster (WIN) verbunden.

Geld oder Liebe? Was (Management-) Nachwuchs sucht und bindet.

Klostergespräche fragen nach Bedürfnissen junger Menschen!

Am 22.09. fanden im Kapuzinerkloster Münster die vierten Klostergespräche statt. Die Kooperation zwischen IUNCTUS und der Wirtschaftsinitiative Münster (WIN), hatte diesmal zum Thema - „Geld oder Liebe? – Was Nachwuchs sucht und bindet“ - eingeladen. WIN Vorstand Andreas Schulte Werning begrüßte dazu Pater Harald Weber OFMCap und Prof. Dr. Olaf Arlinghaus von der FH Münster als Referenten. Dazu fanden sich ca. 50 Unternehmer und Studierende aus dem Raum Münster ein. Konzipiert in den Strukturen des ehemaligen Instituts für Kirche, Management und Spiritualität (IKMS) führt das Konzept Erfahrungen aus Orden und Unternehmen zusammen. Nach grundsätzlichen Fragen der Personalführung und Unternehmertum aus Leidenschaft standen diesmal die Nachwuchskräfte in ihrer persönlichen Entwicklung im Fokus des Abends im Kapuzinersaal des Münsteraner Klosters. „Den eigenen Weg muss man suchen“, lautete die Aufforderung und gleichzeitige Herausforderung von Pater Harald, der dabei persönliche und Erfahrungen als Ausbilder und geistlicher Begleiter vorstellte. Dazu ist es wichtig, seine eigene Identität kennenzulernen und diese zu internalisieren. Als Mensch muss ich innerlich überzeugt sein und darf mich nicht nur an äußeren Dingen festmachen. Erst mit meinem reflektierten Fundament kann ich herausfinden, ob eine Gemein-

schaft oder ein Unternehmen zu mir passt, stellte der Leiter des Pastorseminars der PTH den Zusammenhang zwischen persönlicher Suche und gemeinschaftlicher Bindung dar. Zu dieser persönlichen Suche gehören Veränderungen, nahm Prof. Arlinghaus, der Co-Referent des Abends, den Ball auf und berichtete über seine Erfahrungen als Professor für Allg. BWL. Arlinghaus nahm sich und die Unternehmer selbst in die Pflicht. „Welchen Beitrag können wir als Unternehmer leisten, junge Menschen in ihrer Entwicklung zu unterstützen? Zentral sind u.a. eine erhöhte Aufmerksamkeit und Wertschätzung gegenüber dem Nachwuchs. Als Ausbilder müssen wir authentisch sein und Verantwortung übernehmen. Ethik und Moral tauchen in der Regel in den BWL-Studiengängen nicht auf. Doch schon im Studium müssen Fragen wie – Wo liegt meine persönliche Grenze für Korruption? – thematisiert werden. Erst so können wir eine Balance schaffen, in der es nicht um Geld oder Liebe, sondern um Geld und Liebe geht, fokussierte der Professor der FH Münster. Im Anschluss an die Vorträge hatten die Teilnehmer in Diskussionen in Kleingruppen Gelegenheit, über das Gehörte zu reflektieren und den Experten Fragen zu stellen. Abschließend wurden die Gespräche mit einem gemeinsamen Ausklang bei einem Imbiss im Kloster beendet. Mit diesem Kontext bringen wir die Welten und Unternehmen und Orden über Themen zusammen, die beide betreffen. Der Austausch von Erfahrungen und der Gewinn von alternativen Perspektiven und Ansätzen ist für alle Teilnehmer ein lohnendes Format, fasst Markus Warode, Leiter des Fachbereichs Business & Leadership, die bisherigen Erfahrungen zusammen. **T**

Publikationen 2016/17



Thomas Dienberg
„Leiten.“
Von der Kunst des Dienens“
Echter Verlag Würzburg
ISBN: 978-3-429-03935-6
Preis: 8,90 €



Stefan Knobloch
„Überschreitungen“
Biblische Glaubenserfahrungen
als Schlüssel heutiger Sinnsuche
Matthias-Grünewald-Verlag
ISBN 978-3-7867-3076-7
Preis: 14,99 €



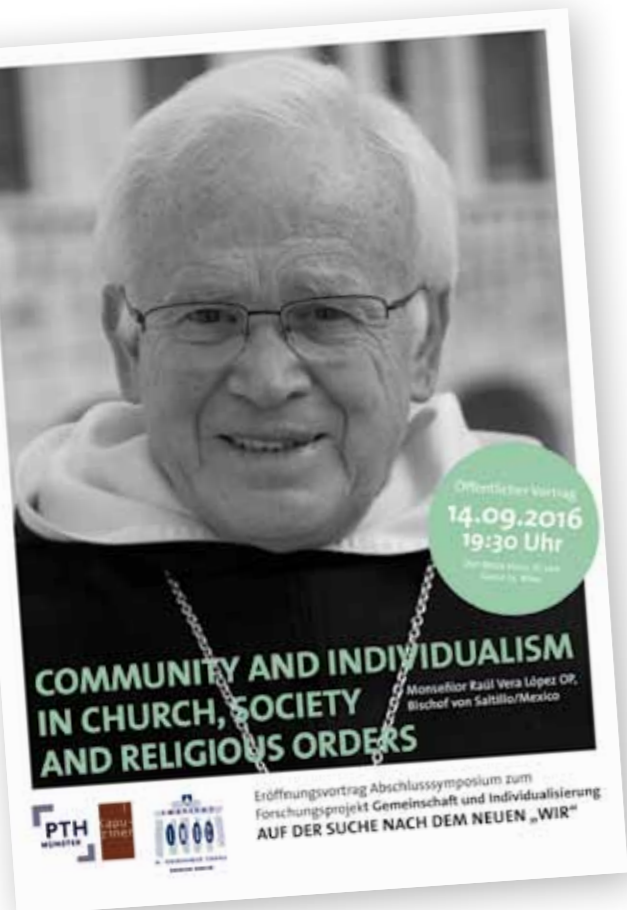
Thomas Dienberg,
Thomas Eggensperger,
Ulrich Engel (Hg.)
„Auf der Suche nach
einem neuen Wir“
Aschendorff-Verlag
ISBN: 978-3-402-13021-6
Preis: 24,80 €



Auf der Suche

nach dem neuen „WIR“

ABSCHLUSSSYMPOSIUM
ZUM FORSCHUNGSPROJEKT
„GEMEINSCHAFT UND
INDIVIDUALISIERUNG“



VON TOBIAS SCHRÖRS

» „Es wird nicht alles besser, wenn es anders wird, aber wenn es besser werden soll, muss es anders werden“, sagte der Münsteraner Unternehmer Karl-Heinz Knubel (84) beim Abschluss Symposium des Forschungsprojektes „Gemeinschaft und Individualisierung“ im September 2016 in Wien.

Mit dem Symposium im Don Bosco-Haus beschlossen das dominikanische Institut Marie-Dominique Chenu und die Philosophisch-Theologische Hochschule der Kapuziner in Münster (PTH) ihr gemeinsames Forschungsprojekt.

„Ein Projekt“, so Knubel weiter, „entsteht, wenn es ein Problem gibt“. Den 22 Teilnehmerinnen des Symposiums sind Gesellschaft, Kirche und Religiöse Orden zum Problem geworden. Eröffnet wurde die Tagung von Bischof Raúl Vera López OP. Der Dominikaner und Menschenrechtler war laut Spiegel online ein „hochgehandelter Kandidat für den Friedensnobelpreis 2012“. In seinem von einer Menschenrechts-



1. Prof. Stephan Winter gibt seine Responsio auf ein Thesenpapier; 2. Bischof Raúl Vera López war ein gefragter Mann auf der Pressekonferenz; 3. Don Raúl Vera López mit seinen beiden Mitbrüdern aus Berlin: Prof. P. Dr. Ulrich Engel (links) und Prof. P. Dr. Thomas Eggensperger (rechts); 3. Wesentliche und bereichernde Elemente des Symposiums waren die Diskussionen in Gruppen.



krise erschütterten Heimatland Mexiko kämpft er darum, dass es anders wird, als es ist. Über sich selbst sagt der 71-jährige: „Ich bin Dominikaner geworden, um die Welt zu verändern“. Das Entscheidende seiner dominikanischen Predigt ist für ihn die Relevanz der Kirche und ihres Evangeliums für die Zivilgesellschaft – und die nimmt ab.

Bernhard Kohl OP und Thomas Eggensperger OP analysierten in ihrem Thesenpapier zu „Gesellschaft“ den „anthropologischen Exodus“ aus traditionellen Vergemeinschaftungsformen. Was wird aus der traditionellen Familie, was wird aus der althergebrachten Kirche, wenn niemand „dabei bleibt“? Es wird, das ist unbestritten, anders. Wie auch Kohl und Eggensperger sieht der mexikanische Theologe Angel Méndez Montoya OP eine Chance darin, dass es anders wird. Mit Knubel könnte gefolgert werden: „Wenn es schon anders werden muss, sollte es besser besser“. Méndez Montoya fragte: „Wie kann diese Realität theologi-

sches Denken provozieren?“ Er verwies auf die Abstammung des Wortes „provozieren“ vom lateinischen pro-vocare, was soviel bedeutet wie „zu etwas gerufen sein“. Die Provokation der Gegenwart ist eine Berufung zur prophetischen Erneuerung von Gesellschaft, Kirche und Orden, und nicht der Einsatz zum Abgesang der guten alten Zeit. Karl Heinz Knubel stellte den Begriff des ‚Mundanen‘ in Frage und gab zu bedenken, dass es fragwürdig sei, Religion mit Produktion und auch ‚Vergemeinschaftungsformen‘ in Verbindung zu bringen.

Eine Exkursion zum „Objekt 19“ der Caritas Wien führte den Tagungsteilnehmer/-innen den konstruktiven Umgang mit erzwungener Veränderung vor Augen. Die verlassene Ruine einer alten Brotfabrik im Süden Wiens hat Investoren und die Caritas Wien dazu provoziert, etwas Neues zu schaffen. Die Räumlichkeiten des „Objekt 19“ beherbergen heute soziale und mittelfristig ökonomisch unabhängige Projekte. ▶



1



2



3



4

1. Das Objekt 19 beinhaltet auch eine Galerie als Arbeits- und Ausstellungsort für behinderte und mittellose Künstler; 2. Mit seinen vielfältigen Initiativen regte das Objekt 19 zum Nachdenken an und ließ die Teilnehmer staunen; 3. Prof. Dr. Manuela Kalsky aus Amsterdam; 4. Dominikanisch-Kapuzinische Begegnung: Don Raul Vera und Br. Thomas Dienberg

In einer Gemeinschaftsküche können Nachbarinnen gemeinsam kochen, nebenan erhalten Kinder gratis Musikunterricht. Die Caritas will so Gemeinschaft stiften unter den Bedingungen wachsender Individualisierung.

Ulrich Egel OP führte in seinem Thesenpapier zur „Kirche“ den Begriff der „uneigentlichen Jünger/-innenschaft“ ein, der ebenfalls eine Brücke zwischen Individuum und Gemeinschaft, in diesem Fall der Gemeinschaft der Kirche, schlagen soll. „Uneigentliche Jünger“ sind Menschen wie Nikodemus, ein geheimer Anhänger Jesu. Menschen, die vielleicht nur zeitweise mit Jesus ziehen oder, von den buchstäblichen Insidern unentdeckt, ergriffen von Gott auf den Dächern der Kathedralen spazieren. Stephan Winter, Professor für Liturgiewissenschaft an der PTH Münster, forderte in diesem Kontext den „Mut zu einer gläubigen Zeitgenossenschaft“ ein. Vom christlichen Gedanken der Inkarnation Gottes her müsse es darum gehen, die verborgenen Spuren Gottes in der jeweiligen Zeit und Kultur wirksam zu entdecken. Winter plädierte dafür, dies seitens der Theologie auch durchaus selbstbewusst mit der Option für ein (in Manchem wohl ‘un-

zeitgemäßes’) metaphysisches Denken zu verbinden. Manuela Kalsky, Inhaberin des Schillebeckx-Lehrstuhls an der Vrije Universiteit Amsterdam, brachte in den Diskurs um die Kirche die Perspektive der „postchristlichen Nation“ der Niederlande ein. Laut Kalsky sind 58 Prozent der Niederländer/-innen agnostisch oder atheistisch.

Mit der niederländischen Multikulti-Gesellschaft sucht die Leiterin des dominikanischen Studienzentrum Amsterdam in einer breit angelegten Kampagne darum nach dem „Neuen WIR“ (www.nieuwwij.nl) und regt Kommunikationsprozesse an, die unter dieser einen Frage stehen: „Was ist das gute Leben für alle?“

Als letztes Thema standen nach „Gesellschaft“ und „Kirche“ die „Religiösen Orden“ auf dem Programm. Thomas Dienberg OFMCA, Direktor des Kompetenzzentrum für Christliche Spiritualität IUNCTUS an der PTH Münster, thematisierte Ordensgemeinschaften als Lebens- und Lernorte, die sich verändern. Er sprach über Einsamkeit in Gemeinschaft und die Kunst, „sterben zu lassen, was sterben will und sterben muss“. Franziska Madl OP setzte gegen die letztgenannte These die „Freiheit zum Leben“ und zitierte

Erich Fromm, demzufolge das Anziehende immer das Lebendige sei. Ferner lehnte sie Konzepte einer Zugehörigkeit zu Ordensgemeinschaften auf Zeit, die Dienberg ins Gespräch brachte, ab. Garrett Galvin OFM, ein US-amerikanischer Theologe, setzt für die Zukunft der Orden auf die zwei Schlüsselbegriffe „pflanzen und bauen“ und verwies auf die Geschichte des Volkes Israel, das nach dem Exil auch noch einmal von vorn anfangen musste.

Am Ende der Tagung stand die „Nacht der Mystik“, zu der Thomas Brogl OP, Provinzial der Süddeutsch-Österreichischen Provinz des hl. Albert, in den Kreuzgang des Wiener Dominikanerkonventes geladen hatte. Zu Texten von Johannes vom Kreuz musizierte Adam Rokosz OP, und Angel Méndez Montoya zog die Anwesenden mit einer Tanzperformance in den Bann.

Gesellschaft, Kirche und Religiöse Orden stehen in der Spannung von Individualisierung und Gemeinschaft. Wenngleich möglicherweise nicht alles besser ist, was in Ländern wie den Niederlanden und auch Deutschland anders geworden ist, muss es, wenn es wieder besser werden soll, anders werden. **T**

Pressestimmen

Am 14.09.2016 gab es im Don Bosco Haus in Wien eine Pressekonferenz mit Bischof Don Raul Vera Lopez aus Saltillo/Mexiko. Er nahm an dem Abschluss-symposium zum Themenkomplex Gemeinschaft/Individualismus teil und hielt den Eröffnungsvortrag. Bischof Raul Vera ist bekannt für seine offenen Worte, seinen unermüdlichen Einsatz für die Ärmsten der Armen und seine Kritik in Wort und Tat an der korrupten Politik, der Polizei und auch der Kirche in seinem Land.

1. Weltkirche.katholisch.de

„Angesichts der aktuell in Mexiko herrschenden Debatte zur Ehe von Homosexuellen sprach sich Vera Lopez erneut für mehr Akzeptanz gegenüber Schwulen und Lesben aus. Seiner Kirche warf er vor, um sich selbst zu kreieren. „Wir haben viel Zeit damit verloren, uns mit uns selbst zu beschäftigen“. Mit Papst Franziskus verbinde ihn die Vision einer Kirche, die sich für die Welt öffne. „Wir müssen auf die kulturellen Veränderungen antworten“, so Vera Lopez.“

2. dom-radio Wien

Papst Franziskus habe bei seinem Mexiko-Besuch im Februar auf einen entscheidenden Ansatz zur Überwindung der Krisen hingewiesen, so der Bischof: Er habe in der Region Chiapas die Indigenen ins Zentrum gerückt. „Die Lösung liegt nicht bei Trump oder Clinton, sondern bei den Ärmsten“, sagte Vera. „Die Indigenen, die auch den Wald und ihre Lebenswelt schützen, haben die Weisheit. Der Papst setzt auf sie.“ Auch die dauernde Warnung des Papstes vor einem Ausschluss der Armen in der „Wegwerfgesellschaft“ gehe in dieselbe Richtung.

3. Die Erzdiözese Wien berichtet

„Europa sollte nach Ansicht des mexikanischen Bischofs Raul Vera Lopez von den Fehlern lernen, die Mexiko beim Umgang mit der Migration und durch den Abschluss des NAFTA-Freihandelsvertrages mit USA und Kanada begangen hat. (...)Rigoros setze die USA ihr neoliberales Wirtschaftsmodell weltweit um, wobei die dadurch möglichen Schäden an Mexiko schon drastisch sichtbar geworden seien: Längst arbeite die Regierung nicht mehr im Auftrag der mexikanischen Bevölkerung, sondern allein für die multinationalen Unternehmen, die großen Banken und Finanzakteure“

2016 | 1975 | 1950 | Freundeskreis Kapuzinergeschichte

DIE GESCHICHTE IST EINE WICHTIGE UND HILFREICHE STÜTZE: ZUR ERINNERUNG, OFT AUCH ZUR KORREKTUR, ZUR RÜCKBESINNUNG UND VERGEWISSERUNG. WIE SCHON IM VERGANGENEN JAHR TRAF SICH AUCH IM JAHR 2016 DER FREUNDESKREIS KAPUZINERGESCHICHTE ZUM AUSTAUSCH UND ZUR DISKUSSION.

VON BR. LEONHARD LEHMANN

» „Wie viele andere Klosterschulen, so wurde auch die in Zell am Harmersbach gegründet, um Schülern vor allem von ärmeren Leuten eine Weiterbildung zu ermöglichen. Die Klassen Sexta, Quinta und Quarta konnte man nach der Grundschule bei den Kapuzinern in Zell durchlaufen. Danach kamen die Kinder in das weiterführende Kapuziner-Internat in Bensheim, um von dort das staatliche Gymnasium der Stadt zu besuchen. Es war damals hier in dieser Gegend nicht üblich, sogar undenkbar, Kinder auf eine höhere Schule zu schicken, wie es sie in Offenburg gab.“ So urteilte der pensionierte ehemalige Rektor der Unterharmersbacher Grundschule und heutige Ortsvorsteher Hans-Peter Wagner bei der dritten Tagung des „Freundeskreises Kapuzinergeschichte“, zu der Bruder Leonhard Lehmann Ende Juli 2016 auch ehemalige Klosterschüler als Zeitzeugen nach Zell ins Kapuzinerkloster eingeladen hatte.

Gekommen sind Geschichtslehrer, Hobby-Historiker, interessierte Freunde der Kapuziner und einige von diesen selbst, die früher in Internaten oder Schulen tätig waren. Solche gab es in Bocholt, Bensheim und Zell. Angesichts der aktuellen Debatte über Gewaltanwendung an Jugendlichen brachte auch der Rückblick positive und negative Aspekte hervor. Für Wagner war die Zeit in der Zeller Klosterschule und dann bis zum Abitur in Bensheim so prägend, dass er heute seine pädagogischen Fähigkeiten, seine Liebe zu Musik und Sport

auf die Erfahrungen von damals zurückführt. Wenn die Klosterschüler beim Hochamt sangen, fühlten sie sich wichtig, wurden beim Ein- und Auszug bewundert. Dass er heute mit seinem Schülerchor „Talfinken“ solchen Erfolg habe und im Fernsehen auftrete, sei ein Nachklang seiner frühen Erfahrungen. Als Sohn eines Friseurs wäre er ohne Klosterschule niemals das geworden was er ist, und das gelte auch für viele andere Akademiker. Dieses positive Fazit wird verdunkelt durch die Tatsache, dass mancher Schüler ein Trauma davongetragen hat, weil er geschlagen oder missbraucht wurde. Unter den Teilnehmenden entstand eine intensive Diskussion über Internatserziehung, Missionsschule und Förderung der Kinder auf dem Land.

Eingeleitet wurde die Tagung mit einer Führung durch die Wallfahrtskirche „Maria zu den Ketten“. Pater Hadrian Heß, der kürzlich einen neuen Kirchenführer verfasst hat, erklärte die Baugeschichte, die Deckengemälde und die vielen Figuren. Dr. Manfred Merker stellte dann in Wort und Bild „Reste der alten Kapuzinerbibliothek in Offenburg“ vor. Dorthin fuhren wir nach dem Mittagessen, um in der Historischen Bibliothek alte wertvolle Bücher zu betrachten, die Dr. Gall eigens für uns ausgelegt hatte. Danach besichtigten wir vom alten, 1820 aufgehobenen Kapuzinerkloster den Kreuzgang, in dem alljährlich Sommerkonzerte stattfinden, und die Kirche; sie lässt außen wie innen (Seitenaltar vom hl. Felix von Cantalice) noch gut den Ka-



Der Freundeskreis vor dem Bild des Kapuzinerklosters Zell

1902

puzinerstil erkennen und dient seit 1870 der altkatholischen Gemeinde als Versammlungsraum. Viel Sehenswertes gab es auch im Kloster Unserer Lieben Frau, wo einst die Minoriten eine Schule unterhielten.

Am folgenden Tag bot uns Herr Wolfram Brümmer einen Überblick über die „Kapuziner in Oppenau (1667-1803)“. Er untermauerte seine Ausführungen mit Bildern und Dokumenten aus dem Stadtarchiv und verfolgte auch die langen Wege, welche die Brüder zum Betteln und Predigen in den Bergtälern gegangen sind. Jan Bernd Elpert ergänzte diesen Hauptvortrag mit einer Replik auf weitere Klöster in der Ortenau. So lag es nahe, dass wir am Nachmittag wieder ein gut erhaltenes Kloster besichtigten: in Haslach. Es wurde in der Pestzeit 1611-1614 von Graf Christoph II. von Fürstenberg geplant und nach dessen Tod von seinem Sohn Friedrich Rudolph gebaut. In ihm lebten zeitweise bis zu 16 Brüder; sie betreuten bis ins Oberprechtal die verstreut lebenden Katholiken. Nach der Aufhebung 1823 brachte die Stadt im Kloster bis 1975 mittellose Familien unter. In den 1980er Jahren renoviert, dient es heute als Trachten-Museum und Verkehrsbüro. Über diesen Werdegang berichtete Alois Krafczyk im gut erhaltenen Refektorium. Anschließend führte er uns in die nahe Loreto-Kapelle, die 1661 eingeweiht wurde. Sie ist Maximilian Franz von Fürstenberg zu verdanken, der 1680 auch in Stühlingen, seinem Herrschaftssitz, eine Loreto-Kapelle

1820

bauen ließ, die später in die Kirche der Kapuziner integriert wurde. Dort ruhen die Herzen der beiden Fürstenberger rechts und links vom Hochaltar, während ihre Leiber in der Gruft in Haslach bestattet sind.

Am letzten Tag berichtete Edith Müßig über „Die Kapuziner einst in Fulda“ und „1950-1975 in der Diaspora“. Während das erste Wirken der Brüder in Fulda uns kaum bekannt war, konnten wir bei der zweiten Epoche gut mitsprechen und manches Foto mit Zeit und Namen versehen. Es begann mit der „Kapellenwagen-Mission“ für katholische Flüchtlinge und Vertriebene und endete mit einem Pfarrzentrum in Bebra. Weiter nach Norden führte uns Prof. Reimund Haas. Nachdem er das Ruhrgebiet aufgrund seiner rasanten Entwicklung als „Garküche der Moderne“ charakterisiert hatte, stellte er das Kapuzinerkloster in Essen (1613-1834) als Beispiel von Klöstern bis zur Säkularisation und jenes in Sterkrade (1902-2004) als Beispiel für Klöster im Katholizismus bis um 2000 dar. Zum Schluss berichtete Jan Bernd Elpert über den Stand des Lexicon Capuccinum, das auf Italienisch und Englisch erscheinen soll. Soll davon ausgehend ein breiteres, mit Bildern ausgestattetes Lexikon der Kapuziner in Deutschland entstehen, kann der „Freundeskreis Kapuzinergeschichte“ dazu viel beitragen. Er trifft sich zur 4. Tagung vom 31. Juli bis 3. August 2017 in Münster (Westfalen). Gerne sind weitere Freunde willkommen.

1613

herunter- kommen

IUM ASPERIT INCTOTAERRO COMNIMOLORE SUM, QUI SINCTATEM SIT EATI
DOLUPTTAE PERNAT LITATURE EOS MINT ENIMUS VERRORUNTI VOLORES-
CIAM FUGIATI UT LABOREM VELLANI CON REM IL EAQUIBUSAM ESEQUATA
VOLORERIBUS EAQUI INT DOLU



Niklas Klotz, geboren 1968 in Brandenburg an der Havel, studierte von 1992 bis 1997 Bildhauerei an der Hochschule für Bildende Künste Dresden. Von 1999 bis 2000 war er Meisterschüler bei Eberhard Bosslet und Lutz Dambeck. Seit 2006 lebt und arbeitet Klotz in Frankfurt am Main. Er realisierte 2010 das „Julius-Otto-Denkmal“ vor der Dresdner Kreuzkirche.

VON BR. PAULUS TERWITTE

► Buona sera. Guten Abend. Mit diesem schlichten Wort grüßte Papst Franziskus am 13. Mai 2013 am Abend seiner Wahl die Gläubigen auf dem Petersplatz. Er griff auf, womit sich Franziskus von Assisi an die Menschen seiner Stadt wandte: Buon giorno, buona gente. Guten Tag, liebe Leute. Und mit zwei neuen Kunstwerken wenden sich die Kapuziner in Liebfrauen in Frankfurt nun auf besondere Weise denen, die an Kirche und Kloster vorbeilaufen, zu. Die Kunstwerke sind eine Hommage an die Stadt Frankfurt am Main, in der die Kapuziner nach bis dahin zwei vergeblichen Anläufen 1633 und 1728 im Jahr 1917 wieder Fuß zu fassen versuchten und 1924 das Kloster an der Liebfrauenkirche bezogen. Seitdem wirken sie in der Stadtmitte in Gottesdiensten und mit sozialem Engagement.

Ein Wandbild auf der Außenwand, erstellt von Guido Zimmermann (Maler und freischaffender Graffitikünstler) im Jahr 2015, und eine Statue des Bruders aller Menschen, wie Franziskus auch genannt wird, über dem Eingang zum vielbesuchten Innenbereich der Kloster- und Kirchenanlage, erstellt von Niklas Klotz (Bildhauer) im Jahr 2016. ►





Wandbild „heruntergekommen“ mit der Friedensvision des Propheten Jesaja von Guido Zimmermann und Bronzestatue „Franziskus“ von Niklas Klotz.

Das Wandbild

Auf dem Dachfirst steht das Siegeszeichen der Christenheit, verbunden mit den Leidenswerkzeugen Essigschwamm auf einem Stab und der Lanze: Denn sosehr die Schöpfung erlöst ist, sie trägt die Wunden der Sünde des Menschen. Und sosehr Christus auferstanden ist: Er bleibt der verwundete Erlöser, der „Frieden gestiftet am Kreuz durch sein Blut“ (Kol 1,20).

Wie von Ostern erleuchtet, beginnt das Wandbild, das Guido Zimmermann 2015 schuf, mit dem hellen Himmel, Hinweis auf das himmlische Jerusalem, auf die Stadt Gottes. Aus ihr ziehen in einer Prozession Tiere und Pflanzen herab. Im Miteinander von grün als Farbe der muslimischen Glaubensgeschwister, dem Lamm als Hinweis auf die älteren Brüder der Christen, die Juden, und dem Kreuz schwingt die Einladung zum Dialog der Religionen mit. Er wird angefeuert von der gemeinsamen Hoffnung auf das Heilshandeln des allmächtigen Gottes: Der Allmächtige, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, kündigt seinen Bund nicht auf, stiftet allen Kraft einer Hoffnung, der sich zu öffnen jede Kreatur eingeladen ist. Bulle und Bär sind mächtige Symboltiere der Börsen- und Ban-

kenstadt. Sie folgen dem Lamm, das Lamm dem Wolf: Die endzeitliche Vision des Propheten Jesaja leuchtet auf, dass, wenn Gott von allen die Ehre gegeben wird, „Frieden auf Erden“ beginnt.

Aus dem Baumstumpf Isaia's wächst ein Reis hervor, ein junger Trieb aus seinen Wurzeln bringt Frucht. ... Gerechtigkeit ist der Gürtel um seine Hüften, Treue der Gürtel um seinen Leib. Dann wohnt der Wolf beim Lamm, der Panther liegt beim Böcklein. Kalb und Löwe weiden zusammen, ein kleiner Knabe kann sie hüten. Kuh und Bärin freunden sich an, ihre Jungen liegen beieinander. Der Löwe frisst Stroh wie das Rind. Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter, das Kind streckt seine Hand in die Höhle der Schlange. Man tut nichts Böses mehr und begeht kein Verbrechen auf meinem ganzen heiligen Berg; denn das Land ist erfüllt von der Erkenntnis des Herrn, so wie das Meer mit Wasser gefüllt ist. (Jes 11)

An der Spitze der Bewegung im Bild: Ein Wolf, dem ein Lamm hinterspringt. Ein bekanntes Motiv franziskanischer Geschichte wird hier zitiert: Der Wolf von Gubbio verbreitete Angst und Schrecken unter den

Bewohnern der Stadt; Franziskus, so wird erzählt, ging „Bruder Wolf“ furchtlos entgegen. Er stiftete Frieden zwischen ihm und den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt. Liebfrauen mit seiner Kirche als Bürgerkirche und dem Kapuzinerkloster mit seinen franziskanischen Brüdern sind diesem Auftrag zum Stiften von Frieden verpflichtet.

Der Wolf wird von einer Taube begleitet, die ihn anführt, durch den Eingang im Schärfengäßchen zu schauen, welches Wunder Gott hat geschehen lassen: Er ist heruntergekommen vom Himmel in Jesus Christus, um die ganze Schöpfung mit sich zu versöhnen.

Die Franziskus-Statue

Für die seit 100 Jahren verwaiste Nische über dem Eingang haben die Kapuziner Niklas Klotz beauftragt, eine Figur des heiligen Franziskus zu schaffen. Sie wurde gemeinsam mit dem Wandbild am 3. Oktober 2016 eingeweiht. Nachdem sich der Künstler intensiv mit der Lebensgeschichte und der Ikonografie zum Poverello, dem Armen aus Assisi, beschäftigt hatte, wurde ihm immer mehr klar: Er darf nicht einfach nur in der

Nische stehen. Franziskus – das ist ein Mensch in Bewegung auf die Mitmenschen zu. Im Gespräch mit den Brüdern bestätigte sich eine Intuition: Eine Figur, die sich hinabbeugt, die Arme weit öffnet und vor allem: Die ein Gesicht hat und den Betrachter ansieht.

So strahlt die Figur aus, wovon Franziskus durch und durch erfüllt war: Dass Gott in Jesus Christus heruntergekommen ist zu den Menschen. Jeden willkommen heißt in seiner Barmherzigkeit.

Der Demut Gottes folgen im festen Willen, allen Geschöpfen dienen zu wollen: So wird Franziskus von Assisi zu einem sympathischen Zeitgenossen, der sich nicht erhebt, sondern sich zugesellt. In der Figur wird verstörend deutlich: Lade mich ein bitte! und: Ich lade dich ein! – das gehört zusammen.

Einer zu sein, den man nicht fürchten muss – darin ist Franziskus ein Vorbild für Menschen über alle Grenzen der Religionen hinweg. So freundlich seine Liebe ist, so deutlich ist sie ein Aufruf zur Buße: Durchdenke deinen Lebensentwurf. Erkenne falsche Sicherheiten. Werde zur Antwort auf den Anruf Gottes an dich, deine Möglichkeiten neu zu sortieren. **T**

Alles war ganz anders als in meiner Heimat

SABUMON PURAYIDATHIL, KURZ: BRUDER SABU, IST 37 JAHRE ALT UND LEBT SEIT 3 ½ JAHREN IN DEUTSCHLAND. ER STAMMT AUS DEM BUNDESSTAAT KERALA IN SÜDOST-INDIEN. VON 2009 BIS 2010 WAR ER SCHON EINMAL ALS SEELSORGER IM KAPUZINER-KLOSTER INGOLSTADT TÄTIG. DANN GING ER WIEDER ZURÜCK NACH INDIEN. 2013 KAM ER WIEDER NACH DEUTSCHLAND UND IST SEITHER BEICHT- UND GESPRÄCHSSEELSORGER SOWIE MITARBEITER IN DER CITYPASTORAL AN DER LIEBFRAUENKIRCHE IN FRANKFURT AM MAIN. CHRISTOPHORUS GOEDEREIS SPRACH MIT EINEM INDISCHEN MITBRUDER, DER SICH MIT LEIB UND SEELE AUF DAS LEBEN IN DEUTSCHLAND EINGELASSEN HAT.

» **Bruder Sabu, kannst du dich noch an deine ersten Eindrücke erinnern, als du vor sieben Jahren zum ersten Mal nach Deutschland kamst?**

Ja, das kann ich! Ganz ehrlich? Es war schrecklich. Alles war ganz anders als in meiner Heimat. Nicht nur das Essen. Sondern vor allem die Kultur, der Glaube und auch das kirchliche Leben. Ich komme aus einem Land, in dem viel mehr Leute in die Kirche kommen. Vor allem junge Menschen. In Indien ist die Kirche immer voll. Hier in Deutschland sind die Kirchen fast leer. Das war für mich am Anfang total schockierend.

Und das erlebst du heute anders?

Ja. Heute ist es insofern anders, als ich jetzt vieles mit deutschen Augen sehe. Ich musste meinen Zugang zur Realität völlig umstellen und auch meine Spiritualität in gewisser Weise neu an der Realität ausrichten. Das hat viel Kraft gekostet. Aber in der Frankfurter Liebfrauenkirche ist es ja Gott sei Dank sowieso anders. Da ist die Kirche meistens ganz voll (lacht).



Bruder Sabu in Aktion. Hier bei der Verkündigung des Evangeliums in der Frankfurter Liebfrauenkirche.

Was heißt „die Spiritualität neu an der Realität ausrichten“?

In Indien habe ich immer gedacht: Wer nicht in die Kirche geht, glaubt nicht an Gott. Und der Priester ist der, der alles weiß und der den Menschen sagt, was richtig ist. Das ist in den westlichen Ländern natürlich anders – oder fühlt sich zumindest anders an. Ich musste hier quasi lernen, was Selbstentäußerung bedeutet...

...Ein großes Wort!

Ja, ich denke da an den Philipperhymnus (Phil 31,): „Er war wie Gott, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein.“ Das, was Gott selber in der Menschwerdung vollzogen hat, musste auch ich in meiner Spiritualität tun. Spiritualität heißt für mich, Glaube und Wirklichkeit in einen lebendigen Dialog zu bringen. Und dadurch ändert sich auch die Spiritualität. Wir müssen immer wieder neu von der Welt die Botschaft lernen, die wir der Welt zu verkündigen haben. Das ist ein dialogisches Geschehen – aber auch ein harter Lernprozess.

Wann und wodurch hattest du zum ersten Mal das Gefühl: „Ich bin hier richtig!“?

Ich kam vor drei Jahren mit vielen Fragen und Zweifeln nach Frankfurt. Aber ich habe in der Seelsorge an der Frankfurter Liebfrauenkirche immer mehr das Gefühl gehabt: Ich bin hier richtig! In vielen Gesprächen mit den Menschen und auch in der Begegnung mit der postmodernen Großstadt bin ich zu der Überzeugung gekommen: Alle Menschen suchen nach Gott – egal welchen Bezug sie zur Kirche oder zur offiziellen Religion haben. Und in einer Stadt wie Frankfurt ist man selber ein ständig Lernender – vorausgesetzt, man ist bereit, sich mit der postmodernen Kultur und Lebenswelt auseinanderzusetzen.

Was war dein schönstes Erlebnis in den letzten Jahren?

Das war die erste Hochzeit, die ich als Priester gehalten habe. Das ist noch gar nicht so lange her. Aber da hatte ich das Gefühl: Wow, jetzt bin ich wirklich angekommen. Ich kann nicht nur die deutsche Sprache ▶



sprechen, sondern ich habe auch die „Sprache hinter der Sprache“ gelernt. Ich verstehe die Menschen, und die Menschen verstehen mich.

Was unterscheidet das Kapuzinersein in Deutschland und Indien?

Äußerlich gar nicht so viel. Auch in Indien leben die Kapuziner brüderlich zusammen. Und sie arbeiten in ganz ähnlichen Arbeitsfeldern wie in Deutschland: In der Seelsorge oder im sozialen Einsatz für die Menschen. Aber im kirchlichen Leben ist in Indien vieles noch so, wie in der deutschen Kirche vor 40 Jahren. Was mir jedoch an den Kapuzinern überall auf der ganzen Welt gefällt, egal ob in Deutschland oder in Indien: Kapuziner bleiben nicht stehen. Sie sind unterwegs. Sie fragen sich immer neu: Was will Gott heute von uns? Was können wir von der Welt, die uns umgibt, lernen – und wo sind wir neu herausgefordert? Die deutschen Kapuziner gehen sicherlich offener mit den Fragen der säkularen Gesellschaft um. Aber das wird auch für die Kapuziner in Indien zu einer immer größeren Herausforderung.

Was empfehlst du anderen indischen Ordenspriestern, die nach Deutschland kommen, um hier zu leben und zu arbeiten?

Sie müssen die Heimat wechseln!

Und was gehört alles zu der Heimat, die da gewechselt werden muss?

Die gelernte Spiritualität. Die eigenen Vorstellungen über Glaube und Kirche. Die eigenen Erwartungen an das Leben. Man muss alles vergessen und – so wie Jesus zu Nikodemus sagt: „Neu geboren werden“!

Hört sich nach einem sehr radikalen Prozess an!

Ja, ist es auch! Es hat in der Tat etwas mit Selbstentäußerung zu. Oder theologisch gesprochen: mit kenosis. Aber wer sich darauf nicht einlässt, der wird sich niemals wirklich wohl fühlen in einer anderen Kultur. Man muss das wollen. Und man muss sich darauf einlassen. Das kostet natürlich viel Kraft und Zeit. Dafür reicht nicht ein halbes Jahr. Und dafür reichen auch nicht ein oder zwei Jahre. Dafür braucht man eher drei oder vier Jahre. Aber das gehört dazu, wenn man Missionar sein will. Sonst kann man die Menschen nicht als seine Brüder und Schwestern annehmen.

Was hätte die Deutsche Kapuzinerprovinz besser machen können in deiner Anfangsphase in einem fremden Land?

Erst einmal bin ich der Deutschen Kapuzinerprovinz sehr dankbar für alles, was sie für mich getan und wie sie mich auf meinem Weg begleitet hat. Im Rückblick aber kann ich sagen: Es braucht in den ersten Jahren, in denen ein ausländischer Mitbruder hier lebt, noch mehr Geduld und Aufmerksamkeit auf die Prozesse, die ich beschrieben habe. Aber das gilt nicht nur für die Deutsche Kapuzinerprovinz, sondern auch für die Ordensprovinz, die einen Bruder in die Fremde schickt.

Was gefällt dir in der Deutschen Kapuzinerprovinz?

Die Bereitschaft, mit der Welt zu denken - und die Bereitschaft, immer wieder neu aufzubrechen.

Was findest du in Deutschland nach wie vor schwierig oder komisch?

Die vielen Formalitäten!

T

FOTO: KIÊN HOÀNG LÊ

FOTO: THOMAS DIENBERG

Bizarr und unverwüstlich, leblos inmitten der Namibwüste in Namibia



Gemeinschaft & Individualisierung

DIE WELT VERÄNDERT SICH, RASEND. IMMER MEHR WIRD SIE BEHERRSCHT VON TECHNIK UND COMPUTER. DIE HANDYS SIND NICHT MEHR WEGZUDENKEN, DAMIT AUCH DIE SOZIALEN NETZWERKE - EIN MOMENT, WO ZU SPÜREN IST, DASS AUCH DAS GEMEINSCHAFTSVERSTÄNDNIS SICH ÄNDERT. WIRD DER MENSCH IMMER MEHR ZU EINER INSEL? WAS VERBINDET NOCH? WAS BEDEUTET DAS FÜR DIE KIRCHE, FÜR DAS ORDENSLEBEN?



VON P. STEFAN KNOBLOCH

» Das Thema „Gemeinschaft und Individualisierung“ ist zurzeit ein aktuelles Thema. Man muss sich nur einmal die Varianten vor Augen halten, unter denen es begegnet. Es spielt eine Rolle bei den nationalen Länderinteressen im EU-Raum, die EU-Verbarungen bzw. EU-Auflagen unterlaufen. Es spielt eine Rolle bei Grenzzäunen und Abwehrmaßnahmen gegenüber Flüchtlingsströmen, die man sich um der eigenen kulturellen Identität vom Halse halten will. Es spielt eine Rolle in der gegenwärtigen Debatte um das Freihandelsabkommen TTIP (Transatlantic Trade and Investment Partnership), das im Bereich der Agrarindustrie Ängste vor gentechnisch manipuliertem Getreide und chlorgetränkten Hühnchen auslöst, und weit darüber hinaus vor einer alles plattmachenden Globalisierung.

Das Thema „Gemeinschaft und Individualisierung“ berührt auch in spezifischer Weise die Ordensgemeinschaften, die ja schon in ihrer Selbstbeschreibung nicht ohne den Begriff der Gemeinschaft auskommen. Wie gestaltet sich bei ihnen das Ver-

hältnis zwischen Gemeinschafts- und persönlichen Identitäts- und Individualisierungsansprüchen? Zum Beispiel bei uns deutschen Kapuzinern?

Unsere Ordenssatzungen (die weltweit gelten) handeln im 6. Kapitel in zwei Schritten vom „Leben in Brüderlichkeit“ (als der im Orden gelebten Gemeinschaftsform): erstens vom Leben in den einzelnen Gemeinschaften und zweitens vom Leben „in der Welt“. Sie bemühen dabei häufig das Wort: wollen. Die Brüder „wollen [...] ein Herz und eine Seele sein und nach immer größerer Vollkommenheit streben. Um wahre Jünger Christi zu werden, wollen wir einander herzlich lieben, indem einer des anderen Last und Mängel trägt“ (Satzungen Nr.89). Diese Formulierungen verweisen darauf, dass sie nicht unbedingt von einer realen, sondern von einer postulierten Gemeinschaft (Z. Bauman) sprechen, die das Ergebnis, nicht das Apriori des gemeinsamen Lebens ist. Dabei freilich kreisen Aufmerksamkeit und Interesse auffällig um den Gemeinschafts- und nicht um den persönlichen Identitäts- und Individualisierung-

aspekt. Jedenfalls erkenne ich darin ihr Theoriedesign. Sosehr es sich die Satzungen versagen, von den einzelnen Gemeinschaften als einer statischen Stabilität zu sprechen, sondern diese eher im Licht potenziell dynamischer Stabilität sehen, so kommt offensichtlich der Individualisierungsaspekt gegenüber dem Gemeinschaftsaspekt als zweitem Brennpunkt der Ellipse gelingender Gemeinschaft zu kurz.

Das verweist zuletzt eben doch darauf, dass die Satzungen – und nicht bloß die Satzungen, sondern vielfach unsere Lebensrealität – eher von einem statischen Gemeinschaftsbegriff und einer statischen Brüderlichkeit ausgehen. Von einer Brüderlichkeit, die gewissermaßen in der Ordensregel und in den Satzungen vorgegeben ist, über deren inhaltliche Ausrichtung nicht mehr weiter zu diskutieren sei. Der einzelne müsse in den Geist, in das Charisma der franziskanischen Brüderlichkeit hineinwachsen. Das ist auf der einen Seite nicht zu leugnen, auf der anderen Seite aber kann die Vorstellung einer statisch stabilen Gemeinschaft gefährliche, Gemein-

schaft verhindernde Züge annehmen. Zum Beispiel dann – und dazu legte im Grunde Franziskus selbst die Lunte, wenn er in seinem Testament die Brüder ermahnte, seine Regel und sein Testament ohne jede Deutung, ohne jede erklärende Glosse bis ans Ende, usque ad finem, zu befolgen -: Aus dem Boden eines statischen, immer schon normativ vorausgesetzten Gemeinschaftsverständnisses kann ein Wir-Gefühl erwachsen, das die Brüder formal und abstrakt zusammenhält, ohne dass sie sich einander öffnen und sich miteinander beschäftigen. Ja, mitunter wird echte menschliche Öffnung für bedenklich, für gemeinschaftsgefährdend gehalten. Früher – ich habe das noch im Ohr – hieß es: nur keine Partikularfreundschaft!

„Das Streben nach einer ‚Gemeinschaft von Gleichartigkeit‘ ist ein Anzeichen für den Rückzug nicht nur von der Andersartigkeit draußen, sondern auch von einem Engagement in der anregenden, aber turbulenten, belebenden, aber mühevollen Interaktion im Innern“ (Z. Bauman). Diese turbulente, bele-

FOTOS: KIÊN HOÀNG LÊ



Um wahre Jünger Christi zu werden, wollen wir einander herzlich lieben, indem einer des anderen Last und Mängel trägt“. Satzung Nr.89

bende und zugleich mühevoll Interaktion gehört zu einer gelingenden, lebendigen Gemeinschaft. Sich vor ihr zu drücken unter Hinweis auf die normative Vorgabe der Brüderlichkeit, scheint der zunächst einfachere Weg zu sein, trägt aber auf Dauer gesehen den Keim des Todes der Gemeinschaft in sich.

Da spielt längst schon der andere, für die Formation der Gemeinschaft unverzichtbare Aspekt der persönlichen Identität und der Individualisierung des einzelnen herein. Persönliche Identität entwickelt sich unter den Bedingungen sozialer Beziehungen, der Beziehungen der Brüderlichkeit. Aber Identität ist nicht auf ein Identitätsmerkmal festlegbar. Sie entwickelt sich, verwickelt sich auch, sie äußert sich in positiv zu wertenden Individualisierungszügen, die nicht der Feind (womöglich gar der „böse Feind“), sondern der Motor (der gewiss manchmal „stottert“) lebendiger franziskanischer Gemeinschaft sind. Darin geht es gerade nicht um eine Subtraktionsgeschichte (Ch. Taylor), um einen stetigen Abfall von franziskanischer Lebenssubstanz, sondern um ihre notwendige Transformation angesichts heutiger Lebensbedingungen. Das bezieht sich auch, wie wir längst spüren und merken,

auf die Art und Weise des spirituellen Lebens. Bis in die Ordensgemeinschaften hinein ist an die Stelle der Spiritualität der Autorität die Spiritualität der Suche (Ch. Taylor) getreten. Diese Spiritualität der Suche ist wertzuschätzen und wird in ihrem Wert eigentlich erst erkannt, wenn man nicht nur den Bruder, sondern jeden Menschen aus der Perspektive sieht, dass jedem eine von Gott geschenkte Identität (V. Hoffmann) eigen ist, eine göttliche Anerkennung, die vor und außerhalb von dem ist, was der einzelne Bruder in seinem Leben leistet (was freilich manchmal auch die Färbung annimmt, was er sich „leistet“). Man könnte hier sogar an Duns Scotus erinnern, für den – er spricht dabei nur von Dingen – jedes Ding nicht nur ein Vertreter seiner Form und Art ist, es habe auch sein eigenes spezifisches Inbild, seine haecceitas (seine Diesheit) (Ch. Taylor). Im Anschluss an Duns Scotus und über ihn hinaus kann man auch von der haecceitas des einzelnen Menschen sprechen und in ihr die Gemeinschaft Gottes mit seiner Partikularität als einzelner erkennen.

Daraus kann eine Wertschätzung des einzelnen resultieren, die gerade auch im Fokus der Gemeinschaftsbildung in Ordensgemeinschaften stehen sollte. **T**



Arno Dähling
„Der Mond in poetischer Annäherung“
Verlag Fischer Karin
ISBN: 978-3-8422-4475-7
Preis: 6,90 €



Thomas Dienberg:
„Um des Menschen willen. Wirtschaften geht auch anders“
Verlag Camino
ISBN: 978-3-460-50038-9
Preis: 16,95 €



Paulin Link, Thomas Dienberg
„Herzhaft glauben. Jesus und Franziskus heute“
Verlag Katholische Bibelwerk
ISBN: 978-3-460-32128-1
Preis: 12,95 €



Stefan Walser,
„Beten denken“
Studien zur Religionsphilosophie Richard Schaefflers
Verlag Karl Alber
ISBN 978-3-495-48703-7
Preis: 59,00 €



Woran wir uns nicht erinnern, das hat nicht stattgefunden

ODER WARUM BESCHÄFTIGT SICH DIE FACHSTELLE FRANZISKANISCHE FORSCHUNG MIT FRANZISKANISCHER GESCHICHTE?

VON BERND SCHMIES

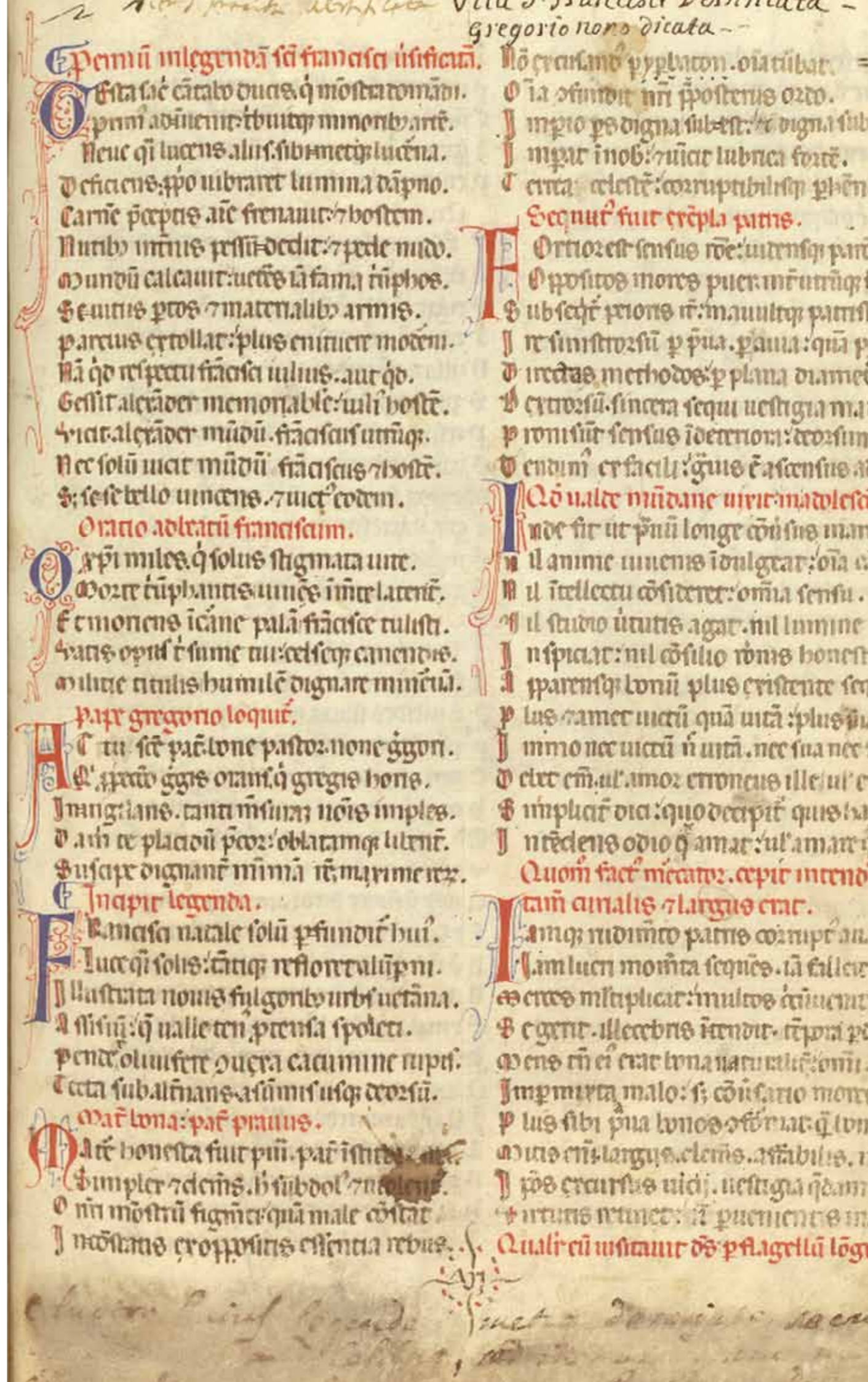
► Ein Markenzeichen der Fachstelle Franziskanische Forschung (FFF) ist zweifellos die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Geschichte der franziskanischen Orden und Kongregationen. Eine Tätigkeit, die sie in zahlreichen Veröffentlichungen, auf Tagungen und für ein größeres Publikum in Ausstellungen vorstellt. Doch was begründet das Geschichtsinteresse der FFF und ihrer Auftraggeber, die deutschsprachigen Provinzen und Kustodien der Minoriten, Franziskaner und Kapuziner sowie erfreulicherweise eine wachsende Zahl an Drittordensgemeinschaften?

Geschichte ist nie abgeschlossen, sondern ereignet sich täglich neu, ohne sich allerdings nach unseren Vorhersagen zu richten. Dennoch ist es klug und ratsam, die Vergangenheit zu kennen, um die Gegenwart zu verstehen, damit Zukunft verantwortungsvoll gestaltet werden kann. Was für das Große und Ganze zutrifft, gilt selbstverständlich auch für die franziskanischen Orden und Gemeinschaften, denn schließlich vollzieht sich deren Leben in der Welt und in Beziehungen zur Welt: „Unser Kloster ist die Welt“ antworteten folglich die Brüder der Herrin Armut in der allegorischen Erzählung vom „Geheilig-

ten Bund (Sacrum commercium) des seligen Franziskus mit der Herrin Armut (Domina paupertate)“ auf deren Frage nach dem Ort ihres Klosters ebenso einprägsam wie programmatisch.

Die FFF in Münster hat sich diese grundsätzlichen Einsichten bei ihrer geschichtswissenschaftlichen Arbeit zu Eigen gemacht. Ihre Beschäftigung mit der Historie der franziskanischen Bewegung dient keineswegs dem vorrangigen Zweck, unterhaltsame Geschichten aus längst vergangenen Zeiten zu heben und in möglichst prächtig gestalteten Büchern zu präsentieren, um bei den Leserinnen und Lesern schöne Gefühle zu wecken oder, um es fromm zu sagen: zu erbauen, indem an die „guten alten Zeiten“ erinnert wird. Vielmehr geht es der FFF bei ihrer Forschung darum, auf Grundlage der historischen Quellen mit den Methoden moderner Geschichtswissenschaft Ereignisse und Prozesse der franziskanischen Geschichte zu analysieren und ihre Einflüsse auf unsere Zeit zu hinterfragen. Damit leistet sie konstitutive Beiträge zum Verständnis von Gegenwartsfragen, mit

Anfang der Franziskus-Verslegende: Handschrift im Sacro convento, Assisi



denen sich Kultur- und Sozialwissenschaften wie die Philosophie, Soziologie und nicht zuletzt auch die Theologie auseinandersetzen: auch und gerade im Rahmen der fachübergreifenden franziskanischen Forschung, wie sie die FFF über ihre geschichtliche Forschung hinausgehend seit einem Jahrzehnt betreibt und sie sich seit diesem Jahr das Kompetenzzentrum Iunctus an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Kapuziner (PTH Münster) mit anderen Akzenten zur Aufgabe gemacht hat.

Der Blick auf die in der „Geschichtswerkstatt“ der Fachstelle im Jahr 2016 erfolgten Arbeiten konkretisiert die hier angestellten kurzen und sehr allgemein gehaltenen Überlegungen.

Ausgangspunkt historischen Forschens sind und bleiben die Quellen, vorzugsweise das überlieferte Schrifttum. Insofern stellt die Erarbeitung und Herausgabe von Quellentexten gewissermaßen das „Brot und Buttergeschäft“ unserer täglichen Arbeit dar.

Seit der Herausgabe der Franziskus- und Klara-Quellen (2009 / 2013), setzt die Fachstelle gemeinsam mit der Werkstatt Franziskanische Forschung (WFF), einer Gruppe von deutschsprachigen, wissenschaftlich tätigen Franziskanern und Kapuzinern, sowie mit Unterstützung weiterer Fachkollegen die Textarbeit fort. Aktuell konnten 2015 in der extra zu diesem Zweck gegründeten Reihe „Quellen zur franziskanischen Geschichte“ zwei neue Bände erscheinen: Zum

einen die erste lateinisch-deutsche Ausgabe der Franziskus-Verslegende, die der Berufsdichter Heinrich von Avranches in den 1230er Jahren schrieb, zum anderen der Kommentar zur bullierten Regel der Minderbrüder von Bruder Augustin von Alvelde von 1532, der seinen Orden gegen die Kritik der jungen reformatorischen Bewegung verteidigte. Beide Texte liefern weitaus mehr als eine neu zugängliche Lesart geschichtlicher Ereignisse. Sie bieten auch Einsichten und Erklärungen zu aktuellen Themen:

Während Heinrich von Avranches beispielsweise den Friedens- und Religionsdialog des Franziskus mit dem Sultan al-Kâmil von 1219 in Damiette „nachdichtet“, steht der Regelkommentar ganz im Zeichen der 500-Jahr-Feier der Reformation im Jahr 2017 und liefert ein tieferes Verständnis der existentiellen Herausforderung der Brüder durch die Reformation.

Und dann überraschte die franziskanischen Orden nicht weniger als die Fachwelt ein Fund, der sogar der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) im Februar 2015 eine Meldung wert war: Die Entdeckung einer bisher unbekanntten Lebensbeschreibung des Franziskus, die nunmehr früheste Franziskus-Legende aus der Feder seines berühmten Biographen und Weggefährten Thomas von Celano. Der inzwischen als „vita brevior“ bezeichnete Text konnte durch die WFF und FFF ins Deutsche übersetzt werden und wird wahrscheinlich noch in diesem Jahr erscheinen können.

Wissenschaft im Dialog: Teilnehmer des Salzburger Klara-Workshops



Insgesamt können die FFF mit ihren Partnern in den Ordensprovinzen und an den Universitäten bezüglich der Editionsarbeiten auf ein ertragreiches Jahr zurückblicken und neuen Aufgaben entgegensehen, denn mit Beginn des Jahres 2017 werden nach Franziskus und Klara fortan die Quellen zur heiligen Elisabeth von Thüringen in deutscher Sprache erscheinen.

Zu den historischen Quellen zählen aber neben aller Art schriftlicher Zeugnisse auch Architektur sowie Sach- und Kunstgegenstände. Auch mit diesen Quellenarten setzt sich die FFF in Kooperation mit verschiedenen universitären Instituten Fächer übergreifend auseinander. So wurden in den vergangenen vier Jahren in Zusammenarbeit mit dem Institut für Europäische Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg und weiteren Partnern erstmals die mittelalterlichen franziskanischen Klosteranlagen Mitteleuropas vergleichend untersucht und hinsichtlich ihrer räumlichen Nutzungen und deren Symbolik hinterfragt. Zu den bemerkenswerten und gegenwartsrelevanten Ergebnissen zählt ganz bestimmt der Befund, dass Klosteranlagen in weiten Teilen öffentlich genutzt wurden, in deren Räumen die verschiedenartigsten gesellschaftlichen Gruppen einer Stadt einen spirituell-liturgischen Ort, aber auch weit darüber hinaus einen caritativen, sozialen, kulturellen, politischen und mitunter sogar kommerziellen Mittelpunkt fanden. Kurzum: Die Konvente galten als Kommunikationszentren der

mittelalterlichen Stadtgesellschaft. Oder aus franziskanischer Perspektive formuliert: Die Welt war nicht nur das Kloster für die Brüder, sondern sie ließen die Welt auch ins Kloster!

Bisweilen zieht es auch die FFF ins Kloster: So im August 2016 ins einmalig gelegene Kapuzinerkloster Salzburg, wo sich Klara-Forscherinnen und Forscher aus Italien, Österreich, Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz trafen, um sich drei Tage intensiv über Probleme und Tendenzen der Klaraforschung auszutauschen. Dieser „Klara-Workshop“, den durchzuführen die großzügige und gastfreundliche Unterstützung der Kapuzinerprovinzen von Österreich und der Schweiz ermöglicht haben, steht für eine weitere Kernaufgabe der Fachstelle: Wissenschaft und Forschung zu franziskanischen Themen zu initiieren und den Brückenschlag von den Orden zur universitären Welt zu schaffen.

Die tiefgreifenden strukturellen Veränderungen im europäischen Universitätswesen sowie – nicht weniger einflussreich – die zahlreichen Paradigmenwechsel in den Fächern, mit denen die FFF in Kontakt steht, haben zur Folge, dass franziskanische Inhalte im universitären Bereich stark zurückgedrängt werden. Dem entgegenzuwirken, ist eine bleibende Herausforderung für die Fachstelle. Auf die franziskanische Geschichte gemünzt, heißt das: Woran wir uns nicht erinnern, das hat nicht stattgefunden! **T**

Gott suchen im Fremden



VON BR. THOMAS DIENBERG

» „Fremder: erstickte Wut tief unten in meiner Kehle, schwarzer Engel, der die Transparenz trübt, dunkle, unergründliche Spur. Der Fremde, Figur des Hasses und des anderen...“ – so schreibt die französische Literaturwissenschaftlerin Julia Kristeva.

Im ersten Moment möchte ich solche Worte ablehnen und von mir weisen. Nein, der Fremde, der andere ist kein Feind, keine Figur des Hasses – keine Gefühle von erstickter Wut tief in meiner Kehle, die er auslöst. Er ist kein schwarzer Engel.

Doch stimmt das wirklich? Kann ich den anderen, der oft der Fremde ist, kann ich das Andere mit ausgebreiteten Armen empfangen und ihm vorurteilsfrei begeg-

nen – im Sinne der Bereicherung und des Geschenkes? Oder ist nicht der andere, vor allem der Fremde, nicht oft auch eine Bedrohung? Ich weiß nicht, wie ich dran bin, was er oder sie will? Wo kommt der her? Wenn mich jemand auf der Straße anspricht? Wie reagiere ich da? Sofort der Gedanke: der will Geld oder was auch immer? Die vielen vielen Fremden heute, immer mehr, nichts Neues, doch noch nie so bedrohlich, oder?

Ich gehe auf Distanz, bin misstrauisch –dem Nachbarn gegenüber, dem Nächsten und den Lieben gegenüber: keine Wut, keinen Hass, kein schwarzer Engel – stimmt das so? Oder gibt es nicht auch da Momente von Misstrauen, von Ablehnung: der geht mir auf die

Nerven, kommt schon wieder so daher – was will der immer? Den und das kann und will ich jetzt nicht haben. Was meint er wirklich? Letztlich kann ich ja doch nur mir trauen ...

Ist nicht auch der Nächste oft ein schwarzer Engel? Der andere, der Fremde, das Fremde im anderen; Das kann Angst machen, das kann Unsicherheiten und Unbehagen hervorrufen. Es kann gefährlich und bedrohlich wirken. Man muss es erobern, bevor es einen selbst erobert, so der Philosoph Jean Paul Sartre, für den die anderen sogar die Hölle sind.

Doch was macht Angst, was befremdet wirklich am anderen? Ist es nicht sogar oftmals das im anderen,

das in mir selbst schlummert und ich nicht wahrhaben will, das ich verneinen muss: das Geheimnishaftes, das ich mir selbst bin; die vielen Fallen, die Schuld, das Unheimliche, das mir in mir selbst zu schaffen macht? Der andere ist die verborgene Seite meiner Identität. Ich bin nicht wie Du – und doch sind wir uns in vielem so ähnlich.

Bin ich mir nicht oft selbst sehr fremd, fragwürdig und unheimlich? Ist es das Fremde in mir, das ich im anderen ablehne?

Fragen über Fragen, die aber wohl deutlich machen, dass ich es mir mit dem anderen und Fremden manchmal zu einfach mache. Es gibt immer auch das andere ▶

FOTOS: THOMAS DIENBERG



Wer Gott umarmt,
findet in seinen Armen
den anderen, den Fremden.
Und wer den anderen
umarmt, wer den Fremden
in sich selbst umarmt,
der findet Gott.“



und Fremde in mir, das ich im anderen ablehne. Wichtig ist es, das Anderssein des anderen zu akzeptieren, ehrlich hinzuschauen und mir einzugestehen, dass auch ich mir manchmal fremd und unheimlich bin. Das Andere, der Andere sind ebenso Bedrohung und Belastung, wie oft auch Verheißung und Geschenk.

Gott lässt sich aber genau hier suchen und finden: Gott im anderen, im Fremden – Gott suchen in dem, was manchmal bedrohlich und fremd erscheint, was Angst macht und wozu ich auf Distanz gehe. Aber: Ist nicht auch Gott oft der ganz andere? Ganz weit weg, unheimlich, fast wie ein schwarzer Engel, bedrohlich, weil unfassbar und die Lebenspläne durchkreuzend?

Gerade im Fremden, im anderen, dort, wo ich es nicht vermute, dort kommt mir Gott entgegen.

Jesus selbst definiert sich im Johannesevangelium als ein Fremder: nicht von dieser Welt, und nur in der Rückkehr zum Vater fühlt er sich bei sich selbst (vgl. Joh 15,18-19). Im Lukasevangelium steht die wunderschöne Perikope der zwei Jüngern, die resigniert und enttäuscht von Jerusalem nach Emmaus zurückkehren, nachdem Jesus gekreuzigt worden ist. Sie sind auf dem Weg ins 60 Stadien entfernte Emmaus. Sie unterhalten sich miteinander, und während sie sich unterhalten, geschieht es: Ein Fremder spricht sie an. Fragt über ihre Betrübnis, sie reden mit ihm, er geht mit ihnen. Der Fremde ist Jesus, doch sie erkennen ihn nicht. Jesus ist der Fremde in ihrer Mitte, der mitgeht und den sie dann erst beim Brechen des Brotes erkennen. Der Fremde, der andere, erschließt ihnen die Schrift, ob-

wohl sie sicherlich verärgert über ihn waren, da er von nichts eine Ahnung hatte. Nicht sie, die doch mit ihm waren. Die beiden nehmen ihn in ihrer Mitte auf, laden ihn ein, mit ihnen Mahl zu halten. Und nur weil sie sich auf den Fremden einlassen, können sie ihn dann erkennen. Ihnen brennt mit einem Male das Herz. Emmaus ist ein schönes Sinnbild für die Reise in das Ungewisse mit dem Fremden: im Fremden, im anderen kann Gott mir begegnen und mein Herz anrühren, wenn ich denn dem anderen gegenüber offen bin.

Franz von Assisi macht so seine Erfahrungen mit den Fremden, mit dem anderen und mit der Gottesbegegnung im anderen. Franz von Assisi teilt die Abscheu des mittelalterlichen Menschen dem Aussätzigen gegenüber. Diese wurden offiziell in einer kirchlichen Liturgie für tot erklärt. Und aussätzig war damals alles und jeder, der eine Hautkrankheit hatte, die nicht zu erklären war. Unheimlich, ekelig, bedrohend, weil ansteckend, schaffte man sich die Aussätzigen vom Leib, indem sie außerhalb der gesicherten Städte leben mussten. Der Aussätzig ist der andere, der ganz andere, den es zu meiden galt. Das Sinnbild des Unheimlichen, das Sinnbild des Todes. Franziskus ändert sein Leben radikal, als er eines Tages in der Ebene einen Aussätzigen sieht, wie schon so oft zuvor, nur tut er sich dieses Mal Zwang an, steigt vom Pferd, gibt ihm ein Almosen und küsst ihn sogar. Er küsst das Bedrohliche und Ekelige, er umarmt später immer wieder die Aussätzigen und geht zu ihnen, er lebt mit ihnen. Und in seinem Testament schreibt er kurz vor

seinem Tode, dass ihm das, was ihm immer vorher als bitter erschien, in Süßigkeit der Seele verwandelt wurde.

In der Begegnung mit dem Aussätzigen erfährt Franziskus Gott und findet er Gott in den Menschen, die so ganz anders sind, die unheimlich und bedrohlich erscheinen, die aber seine Hilfe und Liebe benötigen.

Später nennt Franziskus alle Geschöpfe seine Brüder und Schwestern, alles ist ihm lieb, ist ihm teuer, ist ihm Ort der Gottesbegegnung. Für ihn sind die Erfahrungen der Welt, nicht die Abkehr oder Nabelschau nach innen, für ihn sind die Erfahrungen der Menschen Orte seiner Nachfolge. Für seine Gottessuche und Gottesbegegnung ist der andere konstitutiv. Herz-zu-Herz-Begegnung.

Er besteht darauf, dass die Brüder niemanden richten oder verurteilen sollen, denn alle sind Geschwister im Herrn, von dem einen Schöpfer geschaffen. Innere Verwandtschaft, die alle mit einander verbindet, führt dann zu einem tiefgreifenden Frieden, in welchem der andere nicht der schwarze Engel ist, der bedrohlich wirkt. Er ist nicht der Fremde, der erstickte Wut in der Kehle auslöst, dunkle, unergründliche Spur ...

Der andere ist der um seiner selbst willen Liebenswerte. Ob Aussätzig, ob Ritter, ob Kirchenmann oder Minderbruder, ob Gräfin oder Witwe – für Franziskus ist jeder Mensch eine Erfahrung der Liebe Gottes, der nämlich jeden aus Liebe geschaffen hat. Gleichzeitig schuldet der Minderbruder dem anderen die Erfahrung der Liebe, worin sich die Liebe Gottes zum Menschen zum Ausdruck bringt.

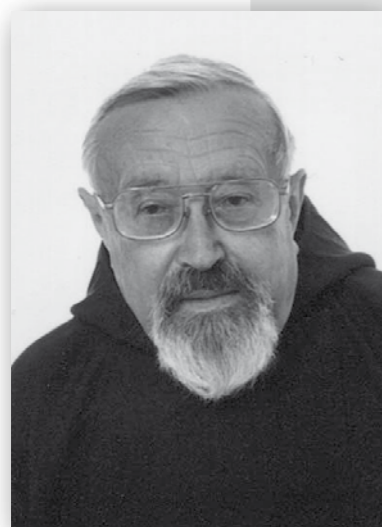
Ich bin nicht Franziskus. Und doch: Er gibt in seiner Nachfolge des Evangeliums Bedenkenswertes mit auf den Weg:

- der andere ist mir Bruder, ist mir Schwester – egal wie fremd er mir ist
- das was Beängstigung, das was Bedrohung und Unheimliches bei mir auslöst, gerade das kann sich zur Süßigkeit des Lebens verwandeln, wenn ich es umarme, so wie Franziskus den Aussätzigen
- das andere, das Fremde kann sich zum Vertrauten und zum Liebenswerten wandeln
- im anderen begegne ich meinem Bruder Christus – wie bedrohlich er auch erscheinen mag: ‚was ihr einem der Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan‘, so sagt Jesus
- das stellt vor allem die Frage: Wer und was ist mir fremd, und wie gehe ich damit um?
- In der Liebe des anderen begegnet mir Gottes Liebe.

Madeleine Delbrel, die 1964 gestorben ist und in einzigartiger Weise Nächsten- und Gottesliebe mit einander in der Bannmeile von Paris unter Arbeitern und sozial Schwachen verbunden hat, schreibt ca. 800 Jahre nach dem heiligen Franziskus: „Wer Gott umarmt, findet in seinen Armen die Welt.“

Diese Worte würde ich gerne wie folgt verändern: ‚Wer Gott umarmt, findet in seinen Armen den anderen, den Fremden. Und wer den anderen umarmt, wer den Fremden in sich selbst umarmt, der findet Gott.‘ **T**

Pater Emmeram OFM Cap, (Georg Pettinger)



In den Morgenstunden des Hochfestes der Erscheinung des Herrn vollendete sich im Alten- und Pflegeheim St. Klara in Altötting das irdische Leben unseres Mitbruders P. Emmeram. Nach einem Krankenhausaufenthalt im Oktober 2015 musste er dort die letzten Wochen seines Lebens verbringen. Zuvor lebte er gut zwei Jahre auf der Pflegestation unseres Klosters St. Magdalena und litt unter Krankheit und Gebrechlichkeit des Alters. Den Dienst der Versöhnung im Beichtzimmer konnte er allerdings noch recht lange ausüben.

Es war sein ausdrücklicher Wunsch, beim Nachruf und beim Begräbnis auf eine persönliche Würdigung seiner Tätigkeiten im Orden und in der Pastoral zu verzichten; so mögen die unten aufgereihten Daten über die Stationen seines Lebens seinem Wunsch gemäß genügen, um sein Leben als Kapuziner und Priester zu beschreiben.

Lassen wir ihn selber zu Wort kommen. In seinem Dankesbrief anlässlich seines Goldenen Priesterjubiläums im Sommer 2009 ist zu lesen:

„Voll Dank gegen den Dreifaltigen Gott kann ich auf 50 Jahre als Priester zurückblicken.

1959 in Eichstätt durch Bischof Josef Schroffer, den späteren Kardinal, geweiht, beginnen dann die Wanderjahre.

Passau Maria Hilf als Aushilfspriester, Dillingen Donau an der Spätberufenen-Schule als Lehrer in Mathematik und Geographie, dann Präfekt im Seminar in Regensburg, dann zurück nach Dillingen als Direktor des Kapuzinerseminars, Guardian in München St. Anton und in Altötting St. Konrad. Nach dem Neubau in St. Magdalena, Altötting, als Wallfahrtpriester.

Der Priester muss ‚das Opfer Christi feiern‘ sagte der Bischof bei der Weihe. In den 50 Jahren konnte ich täglich die hl. Messe zelebrieren und so die drei großen Heilsergebnisse vergegenwärtigen:

BETHLEHEM:

Und das Wort ist Fleisch geworden

ABENDMAHLSAAL:

Nehmet und esset

GOLGOTHA:

Deinen Tod, o Herr,

verkünden wir,

und deine Auferstehung

preisen wir

Im Geheimnis des Glaubens - der hl. Eucharistie - fließt Christi Blut in die Seelen.

Ich weiß nicht, wie viele tausendmal ich das lösende und erlösende Wort sprach: ‚Ich spreche dich los...‘

Gerne denke ich an die verschiedenen Schwesterngemeinschaften, die ich geistlich begleitete, und die lieben, netten Menschen, in den vielen Pfarreien, bei Triduen, Volksmissionen, Einkehrtagen, Vorträgen und Pfarr-Vertretungen.

Es ist mir eine große Freude, dass junge Priester an unsere Stelle treten. Meinem Neffen, Kaplan Georg Pettinger, der die frohe Botschaft bis nach Südamerika verkünden wird, gebe Gott zu seinen 50 Priesterjahren 50 und mehr Jahre dazu, auch Gesundheit und viel Kraft von oben.

Allen, die mich in den langen Jahren unterstützt haben durch ihr Gebet, Opfer und Leben, sage ich Vergelt's Gott!

Wenn ich hinüber muss in das andere, bessere Land, dann, Gnadenmutter von Altötting, Mutter der Priester, dann lächle mir zu und führe mich zu deinem Sohn!“

Der Gnadenmutter von Altötting wusste P. Emmeram sich verbunden, lebte er doch seit 1982 hier am Gnadenort und brachte sich ins Wallfahrts-geschehen als Seelsorger und vor allem als

Br. Theo Simon



Beichtvater ein. Von hier aus hielt er auch immer als Ältester von sieben Geschwistern guten Kontakt zu seinen zahlreichen Angehörigen und Bekannten in Trostberg und Umgebung, die er gerne besuchte und umgekehrt sich über deren Besuch freute. Ebenso feierte er alle seine Jubiläen in der Trostberger Pfarrkirche, in der bereits 1959 seine Primiz gefeiert wurde. Die Familie zog dorthin, als Emmeram ein Jahr alt war. Sehr dankbar und erfreut war P. Emmeram auch darüber, dass aus seiner großen Familie immer wieder geistliche Berufe kamen.

Mit dem Überschreiten der Schwelle des Todes ist P. Emmeram nun im neuen Leben in Gottes Ewigkeit angekommen, an das er geglaubt und das er verkündet hat. Der Gott des Lebens möge ihm in reichem Maß seinen unermüdlchen Dienst in seinem Weinberg vergelten.

Die Heilige Eucharistie für unseren verstorbenen Mitbruder feierten wir am Montag, den 11. Januar 2016 um 10.00 Uhr in der Klosterkirche St. Magdalena in Altötting, anschließend begleiteten wir ihn zu seiner letzten Ruhestätte auf dem Kapuzinerfriedhof neben der Basilika. **T**

Br. Theo Simon wurde am 27. Oktober 1950 in Xanten als Kind der Eheleute Bernhard und Katharina Simon geboren. In Xanten besuchte er von 1957 bis 1965 die Volksschule. Von 1965 bis 1968 erfolgte eine Ausbildung zum Landwirtschafts- und Gärtnergehilfen an der landwirtschaftlichen Berufsschule des Kreises Moers. Von 1968 an erlernte er den Beruf des Gleiswerkers, in dem er bis 1974 arbeitete. Danach arbeitete er bis zu seinem Ordenseintritt als Gärtner bei den Schwestern Unserer Lieben Frau in Mühlhausen.

Seinen Weg als Ordensmann begann Br. Theo in Münster. Im April 1982 wurde er hier in das Postulat aufgenommen. Ein halbes Jahr später begann mit der Einkleidung das Noviziat in Werne an der Lippe. Dort legte er nach einem Jahr, am 1. Oktober 1983, die zeitliche Profess ab. In Münster folgte die weitere Ausbildung im Juniorat, und am 3. Oktober 1987 legte er dort die Ordensgelübde auf Lebenszeit ab.

Br. Theo liebte den Garten und die Blumen, und so blieb er auch nach dem Ordenseintritt seinem Beruf als Gärtner treu. In verschiedenen Klöstern unserer Provinz lebte und arbeitete er als Gärtner, als Sakristan und als Pfortner. Zuerst hier in Münster bis zum Jahr 1991. Da-

nach in Deggingen auf der schwäbischen Alb. Im Jahr 2000 zog er nach Koblenz, wo er sehr gerne war und bis zur Auflösung des Klosters im Jahr 2008 blieb. Sein Weg führte ihn weiter nach Werne in unser dortiges Kloster.

Im Frühjahr 2015 wurde bei Br. Theo Lungenkrebs diagnostiziert. Da die Behandlung im Clemenshospital in Münster durchgeführt wurde, zog er im Juni nach Münster auf die Pflegestation in unserem Kloster. Immer wieder musste er für kurze und längere Zeiten ins Clemenshospital, so dass er im letzten halben Jahr mehr Zeit im Krankenhaus als im Kloster verbracht hat.

Trotz der schlechten Aussichten blieb Br. Theo doch zuversichtlich und voll Humor und kämpfte mutig gegen die Krankheit an. Bruder Tod hätte sich zwar schon gemeldet, so sagte er, aber er sei noch nicht da. Bis in die letzten Wochen hinein machte er noch Pläne und freute sich über jeden Tag, den er zu Hause sein konnte. Am letzten Mittwoch verschlimmerte sich sein Zustand aufgrund massiver Atemnot, so dass er wieder ins Krankenhaus gebracht werden musste. Dort verstarb er am Montag Nachmittag.

Der Herr nehme unseren Bruder Theo auf in seinen ewigen Frieden! **T**

Termine und Angebote 2017

In Assisi

IUNCTUS Kompetenzzentrum für Christliche Spiritualität

Kapuzinerstraße 27
48149 Münster
Tel.: 0251/982 949 0
Fax: 0251/982 949 29
www.iunctus.eu

Januar
16.-20.1.2017
„Aufmerksamkeit ist das natürliche Gebet
der Seele!“

Einzelexerziten in der Gruppe
Kurs- und Pensionskosten: 360,- €
Kursbegleitung: Dr. Regina Bäumer, Prof. P. DDr.
Michael Plattig O.Carm., P. Franz Richardt
Kloster Nette - Osnabrück

März
19.-24.03.2017
Spiritualitätsgeschichtliche Exkursion nach Rom

Kurs- und Pensionskosten: 420,- €
Referenten: Dr. Ulrike Wick-Alda, Prof. Dr. Stefan Heid
(Rom), Prof. P. DDr. Michael Plattig O.Carm.
Kursbegleitung: Dr. Regina Bäumer
Centro Internazionale San Alberto Rom

Juni
19.-23.06.2017
Wegbegleitung - Geistliche Begleitung und
Gesprächspsychotherapie
Kurs- und Pensionskosten: 350,- €
Kursbegleitung: Dr. Regina Bäumer und
Prof. DDr. Michael Plattig O.Carm.
Kloster Nette - Osnabrück

September
18.-22.09.2017
Theologie und Praxis des Gebets
Kurs- und Pensionsgebühren: 350,- €
Kursbegleitung: Dr. Regina Bäumer und
Prof. P. DDr. Michael Plattig O.Carm.
Kloster Vinnenberg

November
13.-17.11.2017
Engel und Spiritualität
Kurs- und Pensionsgebühren: 350,- €
Referent Prof. Dr. Franz Josef Bäumer
Kursbegleitung: Dr. Regina Bäumer
Kloster Vinnenberg

Kapuzinerkloster Salzburg

Kapuzinerberg 6
A-5020 Salzburg
Tel.: +43 (0)662 873563
salzburg@kapuziner.org

Salzburger-Vater-Unser-Wochen
13. – 18. März 2017
3. – 8. April 2017
3. – 8. Juli 2017
17. – 22. Juli 2017
7. – 12. August 2017

9. – 14. Oktober 2017
6. – 11. November 2017

Salzburger Klosterwochen
Für Männer, die sich für das Ordensleben
interessieren und überlegen, ob Kapuziner zu werden,
vielleicht eine Lebensperspektive ist.
9. 04. – 16. 04. 2017
(Palmsonntag bis Ostersonntag)
26.11. - 3.12. 2017
(Christkönigssonntag bis Adventssonntag)



Kapuzinerkloster in Salzburg

FOTOS: ANDREW BOSSI, KIÊN HOANG LÊ

**Kapuzinerkonvent
„St. Magdalena“**
Kapellplatz 9
84503 Altötting
08671 - 9692 - 0

**Kapuzinerkonvent
„St. Konrad“**
Bruder-Konrad-Platz 5
84503 Altötting
08671 - 983 - 0

**Kapuzinerkonvent
Bad Mergentheim**
Würzburger Str. 3
97980 Bad Mergentheim
07931 - 4795 - 0

**Kapuzinerkonvent
Kloster Reute**
88331 Bad Waldsee
Postfach 1262
07524 - 708 - 0

**Kapuzinerkonvent
„Ave Maria“**
73326 Deggingen
07334 - 9616 - 0

**Kapuzinerkonvent
Frankfurt a. M.**
60311 Frankfurt
Schärfengässchen 3
069 - 297296 - 0

**Kapuzinerkonvent
„Mariä Himmelfahrt“**
85049 Ingolstadt
Harderstr. 4
0841 - 93475 - 0

**Kapuzinerkonvent
St. Anton**
Kapuzinerstraße 34
80469 München
089 - 278271 - 0

**Kapuzinerkonvent
Nymphenburg**
Menzinger Str. 48
80638 München
089 - 17911 - 277

**Kapuzinerkonvent
Münster**
Kapuzinerstr. 27/29
48149 Münster
0251 - 9276 - 0

**Kapuzinerkonvent
„St. Sebastian“**
Klosterweg 22
83022 Rosenheim
08031 - 235030 - 0

Kapuzinerkonvent Sögel
Clemenswerth 4
49751 Sögel
05952 - 2968

**Kapuzinerkonvent
Stühlingen**
Loretoweg 12
79780 Stühlingen
07744 - 9399 - 3

Kapuzinerkonvent Werne
Südmauer 5
59368 Werne
02389 - 98966 - 0

Kapuzinerkonvent Zell a. H.
Klosterstr. 1
77736 Zell/Harmersbach
07835 - 6389 - 0

**Provinzialat der Deutschen
Kapuzinerprovinz (KöR)**
Kapuzinerstr. 34
80469 München
Tel.: 089 - 278271 - 0
Fax: 089 - 278 271 - 33
E-Mail: sekretariat.muenchen@kapuziner.org

Missionsprokur der Kapuziner
Postfach 1142
88330 Bad Waldsee
Tel.: 07524 - 708 333
Fax: 07524 - 708 334
E-Mail: kapuzinermission@kapuziner.org

**Philosophisch-Theologische
Hochschule Münster
Institut für Spiritualität
Pastoralseminar
Institut für Kirche, Management und Spiritualität**
Hohenzollernring 60
48145 Münster
Tel.: 0251 - 48256 - 0
Fax: 0251 - 48256 - 19
E-Mail: pth@pth-muenster.de

Impressum

Anschrift
Redaktion – Kapuziner –
Br. Thomas Dienberg
Kapuzinerstr. 27–29
48149 Münster
Telefon 0251-9276-0
Telefax 0251-9276-210

Redaktion
Br. Thomas Dienberg, Münster,
Br. Christophorus Goedereis

Gestaltung
Christine Plöber, Daniela Goldman,
Sequoia Media, Köln

Druck
Rademann Print, Lüdinghausen

Bankverbindung
Deutsche Kapuzinerprovinz
DKM Darlehenskasse Münster eG
BLZ 40060265, Konto 3213300

Jahresschrift
der Deutschen
Kapuzinerprovinz
2016 · 2017

Kapuzinerstr. 34
80469 München

